

Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nummer 92 — 1. Jahrgang

Saarbrücken, Freitag, 6. Oktober 1933

Chefredakteur: M. Braun

Aus dem Inhalt:

Reichstagsprozeß

Seite 3

Rätsel um van der Lubbe

Seite 4

Göring radikaler Pazifist

Seite 8

Torgler zerfetzt die Anklage

D. F. Am neunten Verhandlungstage näherte sich der Leipziger Prozeß zum ersten Male tragenden Säulen des Anklagegebäudes, wenn man bei dessen brüchigem Aufbau überhaupt von Fundamenten und Säulen reden will. Der Vorsitzende fragte den wieder stumpf dastehenden van der Lubbe, ob er den Abgeordneten Torgler kenne, ob er ihn je gesehen, ob er im Reichstage mit ihm zusammen gewesen sei. Van der Lubbe erhob sich mühsam, stand geknickt mit tief gesenktem Kopf da und sagte nach einigem Zögern: Nein. Er hält es mit dem Neuen Testament: Eure Rede sei Ja, Ja — Nein, Nein. Was darüber ist, das ist vom Uebel.“ Nur daß Lubbe meistens Ja und Nein auf dieselbe Frage antwortet. Im Falle seiner angeblichen Bekanntschaft mit Torgler verstand er sich aber zu einer Ausnahme. Die verneinte er mit großer Bestimmtheit. Ob das Torgler helfen wird? Wir möchten es bezweifeln. Man wird sagen, daß der sonst so wahrheitsliebende Herr Landstreicher van der Lubbe in diesem Punkte lügt. Ob der Herr Hauptangeklagte van der Lubbe Ja sagt oder Nein, ist vielleicht für das Gesamturteil dasselbe. Wir werden uns mit dem größten Vergnügen berichtigen, wenn wir uns irren sollten.

Dimitroff stellte wieder Fragen an Herrn van der Lubbe, die diese Fierde der Anklage verwirren konnten, und man weiß doch, daß der kranke Holländer der Schonung bedarf. Darum wurden die Fragen Dimitroffs schroff zurückgewiesen. Außerdem wurde dieser temperamentvolle Bulgare, der sich an der bescheidenen Hilfslosigkeit des jarten Jünglings van der Lubbe ein Beispiel nehmen sollte, mit dem hinauswurf bedroht, wenn er noch weiter durch seine überflüssigen Fragen die doch sonnenklaren Tatbestände verwirren sollte. Dieser bulgarische Revolutionär soll sich nur nicht täuschen. Es ist durchaus nicht notwendig, daß er bei der Beurteilung zum Tode unbedingt prädestiniert ist. Nur bei dem großen Staatsakt der Hinrichtung ist seine Gegenwart unentbehrlich, da ihn dann der Herr Vorsitzende unmöglich vertreten kann. Uebrigens wird die Situation dann so sein, daß Dimitroff auch ohne präsidiales Eingreifen die deutsche Gerechtigkeit nicht mehr durch seine Fragerei aufhalten kann.

Van der Lubbe zeigte sich wieder als Ehrenmann. Er nimmt die ganze Schuld der Brandstiftung auf sich. Innerhalb einer Viertelstunde hat er eine der gewaltigsten Prochtbauten dieser Erde ganz allein in Brand gesteckt. Ganz allein! Man muß sich das alles noch einmal gegenwärtigen: Seit Tagen wußte die nationalsozialistische Regierung, daß unser armes deutsches Vaterland unmittelbar vor dem Ausbruch der bolschewistischen Revolution stand. In den zu Katakomben ausgebauten Bierkellern der früheren Brauerei, auf deren Grundstück das Karl-Liebknecht-Haus stand, hatte sie die genauen Revolutionspläne gefunden. Es roch auch schon nach bolschewistischem Brand: im Schloß, im Rathaus, an Wohnfahrtsämtern. Kohlenanzünder waren in ganz Berlin kaum noch zu haben, weil van der Lubbe sie en gros aufgekauft hatte. Es zeugt für die blond-blauäugige germanische Herzenseinfalt des Herrn Polizeiministers Göring und seines biederen Berliner Polizeipräsidenten, daß sie von der asiatischen Tücke der Bolschewiken nichts ahnten. So war es denn möglich, daß ein notorischer Vagabund, ein Ausländer noch dazu, am frühen Abend mit Kohlenanzündern und brennenden Stoffen durch den ganzen Reichstag promenieren konnte. Er legte Brandherde überall: im Restaurant, in Sitzungszimmern, auch im Plenarsaal. Er suchte sich in Ruhe die brennbarsten Stellen aus. Große Vorhänge zündete er mühsam an und schleifte dann diese funkenprühenden Portieren Hunderte Meter weit durch das Gebäude. Niemand sah ihn, niemand hörte ihn. Feuer knisterte, Flammen zuckten auf, Rauch durchzog die Hallen. Niemand merkte etwas, niemand rief etwas, denn anscheinend gab es am Vorabend der kommunistischen Revolution im deutschen Reichstagsgebäude nur diesen holländischen Fürsorgerzögling. So scheint es wirklich in der Anklageschrift zu stehen, und ein hoher Senat des Reichsgerichts prüft diese Mär ernsthaft.

In dieser kläglichen Komödie steht Torgler neben seinen bulgarischen Gesinnungsfreunden aufrecht und würdig. Seine Antworten sind fest und eindeutig. Niemand im Saale kann ehrlich glauben, daß dieser Mann sich mit diesem Vorfalle van der Lubbe im Reichstage stundenlang beraten, ja auch nur gesehelt haben konnte. Was da um geheimnisvolle Gestalten „mit dem Hut tief ins Gesicht“ zusammengeredet wird, sind Räubergeschichten von Zeugen, deren Qualität sich wohl noch offenbaren wird.

(Ausführlicher Bericht siehe Seite 3)

Ein Mann gegen Vagabunden und Komödianten



Torgler: „Ich habe nie in meinem Leben van der Lubbe kennen gelernt, habe ihn nie gesehen, gesprochen oder auch nur seinen Namen gekannt.“

Die Todesschlucht von Los Angeles

Kolonne Arbeitsdienst vom Feuer eingeschlossen — 52 Leiden geborgen

Los Angeles, 4. Okt. Im Griffith-Park, der etwas außerhalb von Los Angeles gelegen ist, brach heute ein entsetzlicher Waldbrand aus. Zuerst schien das Feuer nur unbedeutend zu sein; von einem heftigen Wind angefaßt, breitete es sich jedoch schnell aus. Eine Kolonne des Arbeitsdienstes, die bei der Bekämpfung des Brandes mithalf, wurde vom Feuer in eine Schlucht eingeschlossen. Es gelang nicht, sie zu befreien. Leider muß damit gerechnet werden, daß mit den 52 entsetzlich verkohlten Leichen, die bisher geborgen worden sind, die Riste der Opfer noch nicht erschöpft ist. Die bisher geborgenen Leichen wurden an den Abhängen der Schlucht gefunden, während man noch nicht weiter in die Tiefe der Schlucht hat vordringen können, da der Boden noch mit glühender Asche bedeckt ist.

Wie erst später bekannt wurde, handelt es sich bei den Opfern um Erwerbslose, die in den Arbeitsdienst eingestellt und in der Nähe bei Straßenbauarbeiten beschäftigt waren, als das Feuer ausbrach. Sie wurden sofort zur Bekämpfung des Waldbrandes abkommandiert.

Das Feuer verbreitete sich mit geradezu unglaublicher Schnelligkeit in dem mit zahlreichen Eukalyptus-Bäumen und anderen ölhaltigen Bäumen und Sträuchern besetzten Walde, zumal auch der Boden durch monatelange Dürre völlig ausgetrocknet war. Schon wenige Minuten, nachdem die Arbeiter die Schlucht betreten hatten, waren sie

von Flammen umgeben. Auf ihre entsetzlichen Schreie hin suchten ihnen die Kolonnen, die in anderen Teilen des Parks an der Arbeit waren, zu Hilfe zu kommen, aber es war völlig unmöglich, zu den Unglücklichen zu gelangen, obwohl viele unter Todesgefahr verstanden, durch die Flammen vorzudringen. Dabei wurden über hundert Personen verletzt, die teils Brandwunden oder Rauchvergiftungen davongetragen haben. Nachlos mußten die Rettungsmannschaften zugehen sein, wie im gespenstigen Feuerchein des brennenden Waldes ihre unglücklichen Kameraden einen qualvollen Tod fanden und wie die Todeschreie der Opfer das Knistern und Knutschen des Waldes überdönten. Sie berichteten, wie die Opfer sich, schon halb verbrannt, in ihrer Todesangst ineinander verkrallt hätten; einige waren vor Schreck wahnsinnig geworden und begannen zu singen.

Die Todesschlucht ist etwa 400 Meter lang und 125 Meter tief. Das gesamte Parkgelände, das zum größten Teil zerklüftet ist, umfaßt rund 20 Morgen. In der Stadt herrscht tiefe Trauer. Über den Häusern wehen die Fahnen auf Halbmast. Der Stadtrat tritt heute vormittag zusammen, um eine Hilfsaktion für die Hinterbliebenen einzuleiten. Von Präsident Roosevelt und der Bundesregierung sind Beileidstelegramme eingetroffen. Der Gouverneur von Kalifornien ist aus San Francisco unterwegs nach der Unglücksstätte.

Wien und die Weltmeinung

Auslandsstimmen zu dem nationalsozialistischen Mordanschlag Frankreichs Meinung

Paris, 5. Okt. Der „Temps“ schreibt: Das Attentat, das am Dienstag in Wien gegen den Bundeskanzler Dollfuß begangen wurde, ruft in der ganzen Welt die lebhafteste Entrüstung hervor. Es kann unter den gegenwärtigen Umständen kein absehbare politisches Verbrechen geben als dieses, welches den Staatsmann beseitigen wollte, der die Unabhängigkeit Österreichs in seiner Person verkörpert, d. h. das Dasein dieses Landes selbst, dessen Schicksal über Krieg oder Frieden in Europa entscheiden kann. Ein politisches Verbrechen, auf welche Gefühle man es auch immer zurückführen will, ist immer ebenso hassenwert

wie sinnlos, hassenwert, weil es einen Angriff gegen das menschliche Leben darstellt, sinnlos, weil es selbst die Idee verdammt, der zu dienen es vorgibt...

Es ist bezeichnend, daß dieses Attentat einige Tage nach dem warmen Empfang begangen wurde, der dem Bundeskanzler durch die Völkervereinigung zuteil wurde. Die begeisterte Zustimmung, die Kanzler Dollfuß begrüßte, als er in feierlicher Weise von der Genfer Tribüne, den Vertretern Hitler-Deutschland ins Gesicht, den unerlöschlichen Willen seines Landes verkündete, frei zu bleiben und sich seiner unabhängigen Existenz völlig würdig zu entwickeln, bewies, welche Achtung die Vertreter aller Nationen, die berufenen Wortführer der Welt-

meinung, dem Chef der österreichischen Regierung entgegenbringen. Man kann diesen so beschiedenen und so großen Mann nur bewundern, der aus der großen Masse hervorgegangen, unter kritischen Verhältnissen zur Macht gelangt ist und sich kraft seiner Intelligenz und seines ruhigen Mutes in wenigen Monaten als ein Staatsmann ersten Ranges bewährt hat.

Er hat es verstanden, in Europa den Glauben an einen Staat wiederzuerwecken, den man bereits in einem Abgrund verschwinden sah. Er hat für sein Land die Hilfe in der Not erlangt, die kein anderer ihm hätte verschaffen können. Er hat es verstanden, durch eine weise und feste Politik, die sich gegen die innere und äußere Gefahr wandte, allen begreiflich zu machen, die davon noch nicht überzeugt waren, von welcher entscheidender Bedeutung die Existenz eines unabhängigen Oesterreichs für die Aufrichtung und Erhaltung des allgemeinen Friedens ist, und wie sehr es im Interesse aller Mächte liegt, diesem Land zu helfen, damit es leben und gedeihen kann.

Aber das hauptsächlichste Verdienst des Kanzlers ist, daß es ihm gelungen ist, davon die Oesterreicher selbst zu überzeugen, die sich seit zehn Jahren der Einbildung hingeben, das Heil läge vom Anschlag. Das wahre Wunder, das Kanzler Dollfuß vollbracht hat, ist, in gewisser Weise einen österreichischen Patriotismus geschaffen zu haben, den man vorher vergeblich in einem Lande gesucht hätte, welches durch das Elend ausgehöhlt ist, an allem und an sich selbst verzweifelt und eine leichte Beute für die alldeutsche Propaganda darstellt, die in den Nachbarländern des Reichs immer aktiv ist...

Die gerichtliche Untersuchung wird die unmittelbar Verantwortlichen für das Drama vom Dienstag feststellen. Aber man darf nicht vergessen, daß es moralische Verantwortlichkeiten gibt, auf welche die Aufmerksamkeit der internationalen öffentlichen Meinung gerichtet bleiben muß. Die Dekampagnen des Nationalsozialismus, die Methoden und Mittel einer in ihrem Wesen revolutionären Partei, die Aufrufe zum Haß und zur Gewalt, die von Elementen wiederholt werden, welche man weder zu desavouieren noch zu bestrafen wagt, alles das mußte schließlich in Europa eine bedrückende Atmosphäre schaffen und in gefährlicher Weise die internationalen Beziehungen in ihrer Gesamtheit bedrohen. Man darf unter diesen Umständen nicht überrascht sein, daß irgendein aufgeregter Mensch, dessen Geist von all diesen hasserfüllten Degerereien vergiftet ist, eine verbrecherische Tat wagt. Man darf auch nicht vergessen, daß die Bilanz der Verbrechen, welche im Laufe der letzten Monate von nationalsozialistischen Parteigängern begangen wurden, eindringlich macht. Wenn die Führer des Nationalsozialismus ihre eigenen Interessen wahren wollen, so haben sie die Pflicht gegen sich selbst, einem Terror ein Ende zu bereiten, welcher einen unerträglichen Weltzustand schafft. Sie haben die Pflicht, mit den Mitteln und Methoden der Verbrechen aufzuräumen, die zweifellos keine Verantwortung tragen, die sich aber mit Recht oder Unrecht, auf ihre Bewegung berufen und sich rühmen, der Größe des Deutschtums zu dienen, wenn sie Verwirrung und Unordnung in andere Länder tragen. In erster Linie bedeutet das Wiener Attentat für die nationalsozialistischen Führer eine Lehre, die zu beherzigen sie gut täten.

Der Eindruck in England

London, 5. Okt. Das verbrecherische Attentat gegen den Kanzler Dollfuß hat in ganz England eine lebhafteste Entrüstung hervorgerufen, denn man erkennt in dieser Tat eine Frucht der deutschen Propaganda und der durch Radio verbreiteten Mordrede wieder. Der „Manchester Guardian“ bemerkt, daß die Tatsache des deutschen Protektes, der Mörder sei kein wirklicher Nationalsozialist, als eine weitere belastende Tatsache angesehen werden kann. Der österreichische Kanzler erfreut sich in England einer großen Volksnähe wegen des unabhingbaren Mutes, den er in der Verteidigung der Unabhängigkeit seines Landes beweist und der mit seiner kleinen Gestalt im Mißverhältnis steht.

Die „Times“ geben den allgemeinen Eindruck mit folgenden Worten wieder:

„Die Tat des Schwerverbrechers und die Verachtung der Gefahr, wie sie der kleine Kanzler bewiesen hat, werden nur dazu beitragen, seine österreichischen Freunde enger um ihn zu scharen, deren Zahl schon vor dem Attentat immer größer wurde, und die Bewunderung wachsen zu lassen, die man für ihn im Ausland empfindet.“

Ebenso schreibt die „Morning Post“:

„Die Würde und die Festigkeit, mit der Kanzler Dollfuß diese Probe bestanden hat, werden die Bewunderung vermehren, die ihm in der vergangenen Woche in Genf die ganze Welt — mit Ausnahme seiner deutschen Vetter — bewies.“

Das konservative Organ meint, daß dieses Attentat bedeutende politische Folgen haben könnte, da es die Stellung des Kanzlers befestigen würde.

Der „Daily Telegraph“ erinnert an den Beifall, der dem Kanzler Dollfuß auf der Wirtschaftskonferenz in London ebenso zuteil wurde wie in der Versammlung von Genf, und er folgert:

„Man muß hoffen, daß das Verbrechen keine politischen Folgen nach sich ziehen wird, welche die bereits recht tragische Lage verschärfen könnten.“

Das Arbeiterorgan „Daily Herald“ bekennt die Unruhe, die man in dieser Hinsicht in England empfindet. Man fürchtet, in London wie in Wien, daß infolge des Attentats Unterdrückungsmassnahmen ergriffen werden könnten, und zwar nicht allein gegen die Nationalsozialisten, sondern auch gegen die Sozialisten in Oesterreich.

„Schriftleitergesetz“

Die Redakteure werden amtliche Staatsknechte

Berlin, 4. Okt. Das Reichskabinett verabschiedete in seiner heutigen Sitzung das vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda vorgelegte Schriftleitergesetz. Durch dieses Gesetz wird der Schriftleiterberuf zu einem Träger öffentlicher Aufgaben gemacht. Das Gesetz enthält Vorschriften über die Zulassung zum Schriftleiterberuf, über seine Ausübung, seinen Schutz in verbandswirtschaftlicher Beziehung und regelt die Ueberleitung in den neuen Rechtszustand. Der Reichsverband der deutschen Presse erhält die Eigenschaft einer Körperschaft des öffentlichen Rechts, die alle Schriftleiter umfaßt. Das Gesetz sieht u. a. auch die Schaffung von Berufsgerichten vor, denen Aufgaben des Rechtschutzes und der Ueberwachung der Schriftleiter übertragen werden.

Tod in Schande

Das Saarzentrum unterwirft sich den Nationalsozialisten

Wib. meldet:

Saarbrücken, 4. Oktober.

Zwischen Herrn Staatsrat Spaniol und Beauftragten der Zentrumspartei des Saargebietes haben heute mehrstündige Verhandlungen stattgefunden. Diese Verhandlungen haben für die Zentrumspartei die Möglichkeit ergeben, sich in die Deutsche Front einzugliedern. Die zuständigen Instanzen der Zentrumspartei werden in kürzester Frist zur Beschlusfassung zusammentreten.

Schon dieser Beschluß ist eine schmachvolle Kapitulation der einst mächtigen Zentrumspartei an der Saar vor den Nationalsozialisten. Er dürfte aber nur die Vorstufe zur Selbstauflösung der Zentrumspartei sein. Das Zentrum ist von inneren Krisen durchwühlt. Führer und Massen desertieren. Man hat diesen Zerbruchprozess aufzuhalten versucht, indem man der Partei vor einigen Tagen einen neuen Führer, den Pfarrer Bungarten, gab, der allgemein als ein selbständiger Charakter gilt. Die Entwicklung scheint aber schon zu weit vorgeschritten zu sein. Ob die ganze Partei untergeht oder ein Fährlein der Aufrechten sich zu behaupten vermag, bleibt abzuwarten. Insbesondere ist auch das Schicksal des Zentrumblattes in Saarbrücken noch ungewiß. Es ist allerdings jetzt schon beinahe ganz gleich-

geschaltet und wagt nur noch selten eine leise Kritik an der verächtlichen Behandlung führender Zentrumskräfte im Reich.

Wird der Untergang des Zentrums Tatsache, so wird dies den Terror der Nationalsozialisten noch erhöhen. Diese betrachten sich heute schon als die Herren der Saar. Nur außenpolitische Rücksichten halten sie ab, zu entscheidenden Aktionen voranzutreten. Gewisse bedrohliche Erscheinungen, auf die wir nicht näher eingehen wollen, sind es wohl gewesen, die die Regierungskommission als Treuhänderin des Völkerbundes bestimmt haben, den Versuch zu machen, ihre schwachen Exekutivorgane durch das Heranziehen auswärtiger Polizeikräfte zu verstärken. Die Schwierigkeiten an der Saar werden sich nun vermutlich noch vermehren. Das kleine Gebiet zwischen Deutschland und Frankreich birgt mancherlei Gefahren in sich, die auch darin sich äußern, daß die sogenannte Deutsche Front, die man außer den Sozialisten und Kommunisten alles umfaßt, ohne Volksabstimmung die Entscheidung über das künftige Schicksal des Saargebietes herbeiführen möchte.

Man wird gut tun, das Saarproblem auch auf die Methoden hin zu betrachten, die von den Nationalsozialisten in Oesterreich angewendet werden. Diesen Friedensförderern ist jedes Mittel recht.

Neuer deutsch-russischer Zwischenfall

Das russische Regierungsorgan „Pravda“ greift in heftiger Weise Dr. Otto Schiller, den landwirtschaftlichen Experten bei der deutschen Botschaft in Moskau, an. Schiller hat vor drei Monaten in einem Berliner Verlag einen Bericht über die sozialistische Agrarkrise in der Sowjetunion veröffentlicht. Diplomatische Berichte sind grundsätzlich vertraulich und Schiller hätte ihn nicht veröffentlicht können, wenn er nicht die Genehmigung der Reichsregierung dazu erhalten hätte. Diese legt offenbar weniger Wert als früher darauf, die Sowjetunion gut zu behandeln, seitdem die Beziehungen zwischen Moskau und Berlin eine Periode der Spannung durchgemacht haben.

Schiller ist eine diplomatische Persönlichkeit und sein Name ist in dem öffentlichen Jahrbuch des Kommissariats der auswärtigen Angelegenheiten aufgeführt. Durch die Veröffentlichung seines Berichtes legte er sich den Angriffen der Presse aus.

Die „Pravda“, deren Ton in Polemiken immer heftiger ist, behandelt ihn heute als „einen gelehrten Hund im Dienste der Bourgeoisie“ und bezeichnet seine Beobachtungen über die sowjetische Landwirtschaft und über die Folgen der Kollektivierung und den Erfolg der kollektivierten Güter als Verleumdungen. Das Organ der Kom-

munistischen Partei ironisiert insbesondere die Voraussetzungen in bezug auf die Ernte des Jahres 1933, die sich als irrig durch die energische Aktion der politischen Sektionen und durch die außergewöhnlich günstige Wetterlage erweisen würden.

Der Vorgänger von Schiller bei der deutschen Botschaft hatte ebenfalls einen Bericht über die Angelegenheit der deutschen Menoniten im Jahre 1929 veröffentlicht und mußte aus diesem Grunde Moskau verlassen. Es ist möglich, daß die Sowjetregierung auch die Abberufung Schillers fordert oder wenigstens verlangt, daß die diplomatischen deutschen Berichte geheim bleiben. Da andererseits die deutschen Presseberichterstatter sämtlich Moskau verlassen haben dürften, wird die deutsche öffentliche Meinung nur noch aus zweiter Hand unterrichtet werden. Korrespondent Baum hat, wie bereits gemeldet, auf den Journalismus verzichtet, um Presseattaché der Botschaft zu werden. Das „dritte Reich“ dürfte also, was die Informationen aus der Sowjetunion anlangt, die Haltung des italienischen Faschismus einnehmen. Man weiß, daß in der Tat die Italiener in Moskau keine Journalisten haben. Nur der Presseattaché der Botschaft unterrichtet seine Regierung.

Sinkende Steuereingänge

Zahlen, die den Schwindel von der Wirtschaftsbelebung widerlegen — Sogar am Salz wird gespart

Aus Berlin wird amtlich gemeldet:

Die Einnahmen des Reiches im Monat August 1933 betragen bei den Besitz- und Verkehrssteuern 315,6 Millionen Reichsmark, bei den Zöllen und Verbrauchssteuern 217,6 Millionen Reichsmark, zusammen 533,2 Millionen Reichsmark. In den Monat August fiel außer den laufenden Zahlungstagen für die Lohnsteuer in gleicher Weise wie im Vorjahre nur ein Vorauszahlungstag, der 15. August, für die Vermögenssteuervorauszahlungen.

Im August 1932, dem entsprechenden Monat des Vorjahres, waren an Besitz- und Verkehrssteuern 321,9 Millionen Reichsmark (6,3 Mill. M. mehr als im August 1933), an Zöllen und Verbrauchssteuern 216,7 Millionen (0,9 Mill. weniger als im August 1933) auf gekommen. Im August 1933 sind mithin insgesamt 5,4 Millionen Reichsmark weniger auf gekommen als im August 1932, der im ganzen 538,6 Millionen Reichsmark gebracht hatte.

Die Reichseinnahmen in der Zeit vom April bis August 1933 stellten sich bei den Besitz- und Verkehrssteuern auf 1609,4 Millionen Reichsmark, bei den Zöllen und Verbrauchssteuern auf 1121,9 Millionen Reichsmark, zusammen 2731,3 Millionen Reichsmark. In der entsprechenden Zeit des Vorjahres betragen die Besitz- und Verkehrssteuern 1600,4 Millionen Reichsmark (5,2 Millionen mehr als in der entsprechenden Zeit im Jahre 1933), Zölle und Verbrauchssteuern 1145,2 Millionen Reichsmark (23,3 Millionen mehr als in der entsprechenden Zeit im Jahre 1933). In der Zeit vom April bis August sind mithin insgesamt 75,3 Millionen Reichsmark weniger auf gekommen als in der entsprechenden Zeit des Vorjahres, in der die Gesamteinnahmen 2805,6 Millionen Reichsmark

erbrachten. Bei den Besitz- und Verkehrssteuern als Ganzheit ist das Weniger von 22 Millionen Reichsmark im Aufkommen in der Zeit von April bis August 1933 gegenüber der entsprechenden Zeit des Vorjahres nicht auf ein Nachlassen der Ertragskraft großer Steuerquellen, sondern insbesondere darauf zurückzuführen, daß u. a. in den Monaten April bis August 1933 keine Krisensteuer fällig gewesen ist, ferner auf eine buchtechnische Veränderung bei der Aufbringungsumlage im Haushaltsjahr 1933 und auf die Änderung des Einkommensteuerrechtes (Hausgehilfinnen). Würden diese Tatsachen nicht gegeben sein, so würde sich für die Monate April bis August 1933 gegenüber 1932 nicht ein Weniger von 22 Millionen Reichsmark, sondern ein Mehr von 54,3 Millionen Reichsmark (61,2 Millionen plus 6,1 plus 9,0 gleich 106,3 minus 52,0 Millionen) ergeben. Das Aufkommen an Besitz- und Verkehrssteuern hat sich demnach in Wirklichkeit günstiger entwickelt als den Summen gemäß, die die Monatsübersicht ausmacht, den Anschein hat. (Das ist natürlich leeres Einschuldungsgerede. Die folgenden Angaben zeigen, daß die Konsumkraft sinkt. Red.)

Die wesentlichen Veränderungen in den ersten fünf Monaten des Haushaltsjahres 1933 gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres sind bei Zöllen ein Rückgang von 87,1 bei der Tabaksteuer von 13 Millionen Reichsmark und bei der Biersteuer von 17,7 Millionen Reichsmark. Das Bild wird noch ungünstiger; denn auch die Salzsteuer, die im gleichen Zeitraum des Vorjahres noch nicht erhoben worden war, wird unter dem Soll zurückbleiben. Bei der Gesamtheit der Zölle und Verbrauchssteuern wird damit gerechnet werden müssen, daß das Aufkommen im laufenden Haushaltsjahr den Vorschlag nicht erreichen wird.

Torgler im Kreuzverhör

10. Verhandlungstag

Leipzig, 3. Okt. Zu Beginn der heutigen Verhandlung wird zunächst der Angeklagte Torgler weiter vernommen. Der Vorsitzende hält ihm eine Aussage der Zeugin Baumgart vor, die etwa um 4 Uhr am 27. Februar gesehen hat, daß Torgler im Vorraum zum Saal 12 mit dem Abgeordneten Neubauer im Sofa geessen hat. Der Vorsitzende fragt, wie das mit seinen Angaben zu vereinbaren sei; er habe doch geradezu gesagt, daß er nicht mit Neubauer dort geessen habe. Torgler erwidert, er habe mit Neubauer an jenem Tage dreimal gesprochen und habe deshalb nach Wochen und Monaten nicht mehr auseinanderhalten können, wo und wann die einzelnen Gespräche geführt wurden. Der Vorsitzende hält dem Angeklagten weiter die Aussage des Amtsgehilfen Widert vor, daß von der Lubbe am 27. Februar im Reichstag gewesen sei und daß er ihn selbst in dem Fahrstuhl nach oben befördert habe. Nach einiger Zeit sei derselbe Mann wieder mit einer Papiertüte in der Hand herunter gekommen. Torgler betont erneut, daß er von der Lubbe nicht kennt; im übrigen halte er es für ausgeschlossen, daß man einen so aussehenden Menschen ungehindert in den Reichstag hineingelassen hätte. Weiter erklärt Torgler, er habe seit November 1932 für die kommunistische Fraktion einen Studenten Kerri beschäftigt, der von der Lubbe ähnlich lebe, allerdings einen Kopf kleiner sei. Vielleicht sei dieser Mann von dem Zeugen als von der Lubbe angesehen worden. Auf

die Frage des Vorsitzenden, ob es nicht möglich sei, in Begleitung eines Abgeordneten in den Reichstag zu kommen, erwiderte Torgler, das sei so undenkbar nicht möglich gewesen, gibt dann aber auf weitere Fragen zu, daß die Möglichkeit im allgemeinen wohl bestanden hätte.

Der Vorsitzende weist darauf hin, daß von der Lubbe damals noch nicht so abgerissen gewesen sei. Von der Lubbe sei doch auch schon früher, wie ein Zeuge bezeugt, im Reichstag gewesen, und zwar bei einer Besichtigung. Torgler erwidert, daß sich bei Massenbesichtigungen jeder, ganz gleich wie er aussehe, beteiligen konnte, wenn er sein Eintrittsgeld bezahle. Der Vorsitzende wendet sich dann zu von der Lubbe und fragt ihn, ob er an einer solchen Besichtigung des Reichstages teilgenommen habe. Von der Lubbe steht auf, läßt und erklärt: Das kann ich nicht sagen. Als dem Angeklagten durch den Dolmetscher die Frage noch einmal vorgelegt wird, antwortet von der Lubbe mit: Nein. Der Vertreter des Oberreichsanwaltes, Parrissus, fragt den Angeklagten Torgler, ob bei der kommunistischen Fraktion immer nur elegant gekleidete Kavaliere verkehrt hätten. Torgler erwidert, es komme immer darauf an, wer der Beurteilte sei. Besonders an Tagen, an denen der sozialpolitische Ausschuss tagte, seien Erwerbslose gekommen, aber gerade dann seien die Reichstagsbeamten besonders auf dem Posten gewesen. Leute ohne weißen Fragen seien nicht aus den Augen gelassen worden. Die Verhandlung dauert fort.

Reichstagsprozeß in Leipzig

Fortsetzung aus Nr. 91

Um Torglers Aktentaschen

Auf einen Einwand des Vorsitzenden erklärt der Angeklagte Torgler, er glaube, daß sich der Inhalt der Taschen noch nachprüfen lasse. Die eine Tasche müsse noch im Zimmer des Reichstages in einem Kofferschrank stehen. Der Vorsitzende weist auf zwei Zeugenansagen hin, nach denen es nicht die beiden Taschen gewesen seien, die Torgler angegeben habe. In der Voruntersuchung, fuhr der Vorsitzende fort, haben Sie gesagt, es käme vielleicht die Fraktionskasse in Frage. Nach Befundungen der Sekretärin sei aber die Fraktionskasse an diesem Tage ganz woanders gewesen. Der Angeklagte erklärt daraufhin, es könne sich um einen Irrtum handeln, der begreiflich sei, wenn man bedenke, daß er tagtäglich mit Taschen und auch sehr häufig mit der Fraktionskasse in den Reichstag gegangen sei. Naturgemäß hätten die Taschen ein erhebliches Gewicht befallen, da er ein besonderes System habe, um möglichst viele Zeitungen in die Taschen zu pressen. Der Vorsitzende weist dann daraufhin, daß alle diese Dinge in der Beweisaufnahme nachgeprüft würden. Der Vorsitzende bemerkt weiter, daß die beiden Zeugen ihre Aussagen noch dahin ergänzt haben, daß der Angeklagte Torgler sich schon umgekehrt hätte. Torgler erklärt, daß er dazu keinerlei Veranlassung gehabt habe. Es könne höchstens sein, daß er am dem Vormittag nicht ganz frisch gewesen sei.

Und Torglers Kuchenpaket

Vors.: Wir müssen und jetzt damit beschäftigen, wo Sie sich am Tage der Brandstiftung aufgehalten haben. Wann sind Sie in den Reichstag gekommen? — Torgler: Etwa zwischen 11 und 11.15 Uhr habe ich den Reichstag durch Portal 2 betreten. Ich bin an dem Brandtage nicht eine einzige Minute aus dem Reichstag herausgegangen. Ich bin nur zweimal ins Hauptgeschloß gekommen, und zwar vormittags zwischen 11.30 und 11.45 Uhr und dann etwa um 4.30 Uhr, um meine Post zu holen. — Vors.: In der Anlage wird die Möglichkeit erörtert, daß Sie nachmittags 2 Uhr etwa von dem Zeugen Schmal vor dem Reichstag gesehen wurden. Er hat gesagt, er hätte Sie, bald nachdem er von der Lubbe gesehen hätte, auch auf der Straße gesehen, wie Sie mit einem Paket die Straßenbahn verlassen hätten. Er hat aber gesagt, es wäre auch entfernt möglich, daß dies an einem anderen Tage gewesen sei. — Torgler: Ich kann mit aller Bestimmtheit sagen, daß ich am Montag, dem Tage der Brandstiftung, zwischen 11.45 und 8.30 Uhr abends weder irgendein Reichstagsportal betreten habe noch aus dem Reichstag herausgegangen bin, dagegen ist es richtig, daß ich am Samstag um 1 Uhr mittags den Reichstag verlassen habe, um bei Richter am Potsdamer Platz eine Kleinigkeit zu essen. Ich bin dann in der Straßenbahn wieder zum Reichstag zurückgefahren. Es ist möglich, daß mich bei dieser Gelegenheit der Zeuge Schmal mit einem Kuchenpaket gesehen hat.

Warum schlug Koenen den Mantelkragen hoch?

Der Angeklagte Torgler gibt weiter an, daß Koenen um etwa 8.30 Uhr zu ihm in den Reichstag kam und daß er dann bis zum Schluß mit ihm zusammen gewesen sei. Der Vorsitzende hält dem Angeklagten eine Zeugenansage vor, wonach das Benehmen von Koenen an dem Tage auffällig gewesen sei. Der Zeuge Hornemann, Kanzleischiffmeister im Reichstag, habe befunden, daß Koenen gegen seine sonstige Gewohnheit überhaupt nicht gegrüßt und den Eindruck hervorgerufen habe, als wolle er sich seinen Blicken entziehen. Torgler erwidert, er habe das nicht bemerkt. Er erinnere sich aber, daß Koenen mit hochgeschlagenem Kragen in's Zimmer kam. Es sei aber an jenem Tage auch recht kalt gewesen. Daß Koenen irgendwelche Veranlassung gehabt habe, sich zu verbergen, halte er für ausgeschlossen. Auf mehrere Hinweise des Vorsitzenden auf die politische Tätigkeit des Abg. Koenen und auf ein Urteil gegen die sogenannte deutsche Tische, in dem auch Koenen eine gewisse Rolle spielte, erwidert Torgler, daß alle Personen, die in diesem Urteil im Zusammenhang mit der Tische genannt werden, entweder lässig aus der SPD. heraus seien oder bei weitem nicht mehr die Rolle spielen wie 1923. Inzwischen sei in der SPD. eine ganz andere Richtung ans Ruder gekommen. Soweit er Koenen kenne, betont Torgler, habe er nicht den Eindruck, daß Koenen ein so besonders scharfer Kommunist gewesen sei. Er sei im Gegenteil ein sehr lebenslustiger und veranlagter Mensch, der viele politische Wege machte und im Parlament sehr tüchtig war.

Eine Stunde vor dem Brand

Der Vorsitzende fragt dann den Angeklagten, weshalb Torgler seine Garderobe, die unten im Reichstag hin, ins Zimmer bringen ließ. — Torgler erklärt dazu, daß er wiederholt länger als 8 Uhr abends im Reichstag tätig gewesen sei. Da das Portal 2 um 8 Uhr geschlossen werde, habe er, wenn er länger blieb, seine Garderobe heraufschaffen lassen, um Überstunden der Beamten zu vermeiden. Wenn nun die Anklageschrift behauptet, der Amtsgehilfe Rohls sagt, er hätte in meinem Zimmer angerufen, und es hätte sich niemand gemeldet, so ist das völlig ausgeschlossen. Denn Koenen, ich und die Sekretärin waren bestimmt im Fraktionszimmer. Ich kann mir den Vorgang nur so erklären, daß der Zeuge Rohls im Nebenzimmer auf dem zweiten Anlauf der Fraktion angerufen hat, während gleichzeitig in dem Zimmer, wo wir saßen, Hrl. Rehme selbst nach der Garderobe anrief. Ich mußte ja auch im Zimmer gewesen sein, weil ich auf den Anruf des Schriftführers Birkenhauer wartete. Das war ja der Sinn, weshalb ich überhaupt noch im Reichstag war. — Der Vorsitzende weist darauf hin, daß der Verdacht der Anlage darin bestehe, daß Rohls in beiden Fraktionszimmern angerufen hat und keine Antwort bekam. Der Angeklagte Torgler hält das für ausgeschlossen und meint, daß dann vielleicht das Besprechungsstück nicht funktioniert habe. Weiter wird dem Angeklagten vorgehalten, daß der Zeuge Birkenhauer schon einmal um 7 Uhr im Reichstag angerufen haben soll, worauf er die Auskunft erhielt, daß Torgler nicht zu sprechen sei. — Der Angeklagte Torgler bezeichnet auch das als ausgeschlossen und meint, daß hier ein Irrtum vorliegen müsse. — Vors.: Nach dem Gespräch mit Birkenhauer sind Sie wieder ins Obergeschloß hinausgegangen und dann haben Sie zusammen mit Koenen und Hrl. Rehme den Reichstag verlassen. Sie waren die letzten, die an diesem Abend aus dem Reichstag gingen.

Torgler: Am Tage nach dem Reichstagsbrand las ich in der Presse, daß Koenen, Hrl. Rehme und ich fluchtartig den Reichstag verlassen hätten. Ich lege größten Wert auf die Richtigkeit, daß davon keine Rede sein kann. Wir sind im Gegenteil sehr gemütlich und langsam als sonst gegangen, und das lag daran, daß Hrl. Rehme schon wegen ihrer starken Nerven schlecht sehen kann und daß sie an diesem Tage außerdem an einer Benennungsänderung litt. — Vors.: Die Anlage behauptet nicht über das Tempo Ihrer Schritte beim Gang aus dem Reichstag, aber wir können darüber ja nachher die Zeugen hören.

Der Oberreichsanwalt fragt den Angeklagten, warum er das Gespräch mit Birkenhauer nicht in seinem Zimmer, sondern im Fraktionszimmer abgewartet habe. —

Torgler erklärt dazu, es sei üblich gewesen, daß man nach der Erledigung der eigentlichen Arbeit sich im Fraktionszimmer aufhielt. Er habe sich dort mit Koenen, der ein lustiger Erzähler sei, über private Dinge unterhalten.

Ein entscheidender Punkt

Vors.: Nun kommen wir zu den Befundungen der Zeugen Karwahn, Frey und Krover. Die Zeugen sagen, Sie hätten am Nachmittag am 27. Februar, also am Brandtage, etwa um 3 Uhr oder um 3.30 Uhr von rechts kommend eine Begegnung mit Ihnen gehabt, wie Sie im Vorraum des Hausbalkonschuhhauses zusammen mit van der Lubbe in entgegengesetzter Richtung entlang kamen. Bei der Erörterung dieser Sache bitte ich Sie, die Fragen so zu beantworten, daß damit auch wirklich die Frage gelöst wird, auf die es ankommt.

Angeklagter Torgler: Ich habe während der Voruntersuchung niemals versucht, irgend etwas zu verschweigen, und ich werde das auch hier nicht tun. Ich betone das deswegen mit besonderer Nachdruck, weil der Untersuchungsrichter, Reichsgerichtsrat Bogt, durchblicken ließ, ich hätte nicht immer die Wahrheit gesagt.

Wenn mir einmal ein Irrtum unterlaufen ist, so bemühe ich mich stets, ihn aufzuklären. Der Angeklagte fuhr dann fort: Ich weiß nichts von einer Begegnung, die so ausgefallen hätte, daß ich von rechts dem Zeugen entgegengekommen bin. Ich weiß aber ganz positiv und habe davon schon bei meiner ersten Vernehmung gesagt, daß ich am Brandtage nicht über die Glastür, die zum Hausbalkonschuhhaus führt, hinausgegangen bin. Es ist also ganz ausgeschlossen, daß ich von rechts her gekommen bin. Ich habe aber die erste Begegnung in ganz deutlicher Erinnerung. Ich habe dabei auf dem Sofa in der Ecke links gesessen. Die Glastür ging auf und die Herren kamen herein. Der erste wandte sich noch mit der Glastür in der Hand zu den anderen herum und stellte mich gewissermaßen vor. Das habe ich genau und deutlich gesehen. Die anderen beiden haben mich daraufhin genau fixiert. Sie gingen an dem Tisch, an dem ich saß, vorbei bis zur Glastür des Aufschußungssaales. Sie sind dann in den Sitzungssaal hineingegangen. Ich sehe noch ganz deutlich vor mir, wie der Letzte, nämlich Herr Frey, sich noch einmal nach mir umdrehte. Das fiel mir so auf, daß ich zu meinen Gesprächspartnern sagte: Herr Gott, was machen die mich denn so an? Mir war auch aufgefallen, daß die Herren große Abzeichen trugen. In dem Halbdunkel des Vorraumes konnte ich aber nicht erkennen, ob es Abzeichen des Stahlhelms oder der NSDAP. waren.

Was von der Lubbe anbelangt, so erkläre ich nochmals mit aller Bestimmtheit: Ich habe nie in meinem Leben von der Lubbe kennen gelernt, habe ihn nie gesehen, gesprochen oder auch nur seinen Namen gekannt.

Zum ersten Male sah ich ihn am Dienstag, dem 28. Februar, 11 Uhr vormittags, als Kriminalkommissar Heßig mich ihm gegenüberstellte. Ich habe auf dessen Frage dann wahrheitsgemäß geantwortet: Ich kenne von der Lubbe nicht und habe ihn nie in meinem Leben gesehen. Der Vorsitzende stellt fest, daß die Zeugenansagen mit den Angaben des Angeklagten im Hauptinhalt übereinstimmen, nur nicht in dem entscheidenden Punkt, daß nämlich die drei Zeugen mit Bestimmtheit erklären, Torgler sei ihnen entgegengekommen. Der Vorsitzende hält dem Angeklagten weiter vor, daß die gleichen Zeugen ihn dann, als sie noch einmal zurückkamen, erneut gesehen hätten, und zwar soll diesmal ein Mann mit ihm auf dem Sofa gesehen haben, der einen Hut ins Gesicht gezogen hatte und nach der Behauptung der Anklage der Angeklagte Popoff gewesen sein soll.

Torgler erklärt, daß er von den drei Bulgaren erstmalig in der Schutzhaft am 12. März gehört habe. Später seien ihm dann die Fotos der drei gezeigt worden, und bei dieser Gelegenheit habe er zum erstenmal gesehen, wie sie ausliefen.

Auf Fragen des Beisitzers, Reichsgerichtsrat Gouder, erklärt Torgler, bei der ersten Begegnung mit den drei Zeugen sei der Abgeordnete Florin dabei gewesen. Dieser Besuch habe aber mit dem Birkenhauer in seiner Verbindung. Auf eine nochmalige Frage des Vorsitzenden, ob es richtig sei, daß er bei der zweiten Begegnung mit einem anderen Manne auf dem Sofa saß, der einen langen Mantel und den Hut tief im Gesicht trug und der Popoff gewesen sein soll, erwidert Torgler, daß er Popoff zum erstenmal in seinem Leben am 21. April gesehen habe. Auf die Frage, wer es denn gewesen sei, erklärt Torgler, der Abgeordnete Dr. Neubauer. Er könne sich an die zweite Begegnung nicht mehr so genau erinnern, habe aber schon am 6. März an den Kriminalkommissar Heßig einen Brief geschickt, in dem er diese Tatsachen mitteilte.

Widersprüche in den Protokollen

Nach einer kurzen Unterbrechung der Sitzung hält der Vorsitzende dem Angeklagten Torgler vor, daß er über die sehr wichtige Begegnung mit den drei Zeugen Karwahn, Frey und Krover bei seinen verschiedenen Vernehmungen in der Voruntersuchung widersprechende Angaben gemacht habe. Bei der ersten politischen Vernehmung habe er nach dem Protokoll angegeben, daß er sich von 10.30 Uhr vormittags bis 8.15 Uhr abends ohne Unterbrechung in seinem Fraktionszimmer aufgehalten habe, das er nur zweimal verlassen habe, um seine Post zu holen. Das stimme doch nicht mit seinen heutigen Angaben überein.

Torgler: Bei meiner ersten Vernehmung im Polizeiprotokoll bin ich gefragt worden, wo ich mich im Reichstag aufgehalten hätte. Ich sagte die Frage so auf, daß man wissen mochte, ob ich im Hauptgeschloß gewesen sei, also an der Brandstelle. Darum habe ich geantwortet: Ich hätte mich den ganzen Tag ununterbrochen oben aufgehalten. Damit meinte ich das Obergeschloß. Ich wollte damit gar nicht sagen, daß ich ununterbrochen in meinem Fraktionszimmer gewesen sei. Bei der zweiten Vernehmung am 5. März ist mir ein Irrtum passiert, ich muß mich dagegen verwahren, daß der Untersuchungsrichter daraus eine Unwahrheit machen will. Ich hatte bei der Vernehmung erklärt, die von den drei Herren geschilderte Begegnung müsse örtlich und zeitlich zusammenfallen mit meinem Zusammensein mit dem Redakteur Dehme. Als der Kommissar mich nach dem zweiten Zusammensein fragte, konnte ich mich zunächst nicht daran besinnen. Erst nach der Vernehmung kam mir die Tatsache in Erinnerung, daß ich auch mit Neubauer dagewesen bin. Das habe ich dann in einem Brief der Polizei mitgeteilt.

Dem Angeklagten Torgler werden dann die verschiedenen Vernehmungsprotokolle vorgehalten, um die Abweichungen in seinen Aussagen festzustellen.

Der Vorsitzende stellt fest, daß der Angeklagte am 2. März an Oberregierungsrat Diebels in einem Brief nochmals mitgeteilt habe, daß er die Fraktionszimmer nicht verlassen habe.

Torgler erklärt nochmals, er habe immer unter dem Eindruck gestanden, man wolle von ihm lediglich wissen, wie oft und wann er im Hauptgeschloß gewesen sei, und wann er den Reichstag verlassen hat. Nachdem diese Frage ihm aber

vorgelegt worden sei, habe er sofort geschwiegen, woran er sich erinnert habe.

Der Vorsitzende hält ihm weiter vor, daß er am 5. März in einer Vernehmung gesagt habe, er sei mit dem Journalisten Dehme zusammengewesen. Dehme habe dies bestritten. Torgler erwidert, das Gespräch mit Dehme habe stattgefunden, aber früher als er damals gesagt habe. Das sei ihm erst später eingefallen, daß er sich hier in der Zeit geirrt hatte. Er habe sich dann daran erinnert, daß das Gespräch, das die drei Zeugen beobachtet hatten, mit dem Abgeordneten Florin stattgefunden habe. Auf den Hinweis des Vorsitzenden, daß auch Florin flüchtig sei, erklärt Torgler, er wisse das nicht.

Wer war es?

Aus den weiteren zur Verlesung kommenden Verlesungsprotokollen hebt Torglers Verteidiger, Hl. Dr. Sack, besonders eine Stelle hervor, in der davon die Rede ist, daß Torgler und Dr. Neubauer für den nächsten Tag, also für den Tag nach dem Reichstagsbrand, Besprechungen im Reichstag mit sozialdemokratischen Abgeordneten zur Anbahnung einer Einheitsfront der Linken vereinbart hätten. Der Verteidiger weist weiter darauf hin, daß Torgler sich erobre Mühe gemacht habe, die Verwechslung aufzuklären, die nach seiner Meinung den Zeugen Karwahn, Frey und Krover unterlaufen sei. Torgler sagte in diesem Zusammenhang selbst, daß ihm eine Verwechslung mit Florin und van der Lubbe einerseits und Popoff und Dr. Neubauer andererseits kaum denkbar erscheine. Oberreichsanwalt Dr. Werner: Diese Erklärung Torglers ist aber erst erfolgt, nachdem der Untersuchungsrichter eine solche Verwechslung für kaum möglich bezeichnet hatte. Erst wollte Torgler und glaubhaft machen, daß eine solche Verwechslung möglich sei. Hl. Dr. Sack will darauf des Näheren erst später eingehen. Auf weitere Fragen des Vorsitzenden erklärt Torgler eine Verwechslung von Popoff mit Neubauer für möglich.

Es gebe aber auch noch eine andere Erklärung: Am Freitag vor dem Brandtage seien der Kaufmann Bernheim, der geschäftliche Angelegenheiten für die Fraktion erledigte, und ein gewisser Wundersee in das Fraktionszimmer gekommen, um eine Rücksprache wegen der Beschlagnahme des Karl-Liebknecht-Hauses zu führen.

Aus den späteren Gegenüberstellungen habe er feststellen können, daß Torgler tatsächlich eine grobe Ähnlichkeit mit Bernheim habe und daß auch bei Wundersee und van der Lubbe eine Verwechslung möglich sei.

Torgler betont, daß er damals mit den beiden zusammen auch den Reichstag verlassen habe.

Wann war van der Lubbe im Reichstag?

Vorsitzender: Van der Lubbe, Sie haben gehört, daß Sie nach der Aussage eines Zeugen am Tage vor dem Reichstagsbrand mit Torgler zusammen im Reichstag gewesen sein sollen. Ist das richtig? Van der Lubbe (nach längerem Zögern): Nein. Vorsitzender: Sind Sie überhaupt vor dem Brande jemals im Reichstag gewesen? Van der Lubbe: Ja. (Bewegung im Substrraum.) Vorsitzender: Wann denn? Van der Lubbe: Vor dem Brand. Vorsitzender: Am Tage des Brandes oder am Tage vorher? Van der Lubbe: Am selben Tage. Vorsitzender: Am selben Tage waren Sie schon im Reichstag? Van der Lubbe: Nein. Nach einem längeren Hin und Her zwischen dem Vorsitzenden und van der Lubbe, bei dem dieser lauter widersprechende und verwirrte Auskünfte gibt, fragt der Vorsitzende schließlich: Waren Sie am Reichstag oder im Reichstag? Van der Lubbe: Im Reichstag. Vorsitzender: Sie haben vorher gesagt, daß Sie sich den Reichstag vorher schon einmal angesehen hätten, wo Sie hineinkommen könnten. Waren Sie schon vorher einmal drin im Reichstag? Van der Lubbe: Nein! Vorsitzender: Ihre Antwort ist also zu verneinen, daß Sie vor dem Reichstag waren, etwa um 2 Uhr, wo der Zeuge Schmal Sie gesehen hat. Ist das damals gewesen? Van der Lubbe: Ja. Vorsitzender: Haben Sie das gemeint, wenn Sie vorher ja sagten? Van der Lubbe: Ja. Vorsitzender: Ihnen drin im Reichstag sind Sie vorher nicht gewesen? Van der Lubbe: Nein. Sind Sie mit einer Kiste in der Nähe des Reichstages einmal gewesen? Van der Lubbe: Nein.

Van der Lubbe kennt Torgler nicht

Der Vorsitzende wendet sich nun an den Angeklagten van der Lubbe und fragt ihn, ob er am Tage der Brandstiftung nachmittags im Reichstag gewesen sei, und zwar zusammen mit dem Angeklagten Torgler. Van der Lubbe (nach einigem Zögern): Nein, das glaube ich nicht. Vorsitzender: Daran können Sie doch nur mit Ja oder Nein antworten. Sie sind also nicht mit Torgler zusammengewesen? Van der Lubbe: Nein. Vorsitzender: Kennen Sie Torgler von früher? Van der Lubbe: Nein. Vorsitzender: Er ist Ihnen also ganz unbekannt? Van der Lubbe: Ja. Vorsitzender: Einer Anregung des Verteidigers folgend, frage ich Sie (van der Lubbe) ausdrücklich, ob Sie den Reichstag allein angesteckt haben, oder ob Ihnen irgendwelche Leute dabei geholfen haben. Van der Lubbe zögert zunächst; dann ging ein Räuseln über seine Züge und er antwortete: Nein. Vorsitzender: Was denn? Sie müssen uns die Wahrheit sagen. Ist Ihnen bekannt, daß durch Gutachten nachzuweisen ist, daß Sie allein es gar nicht gemacht haben können. Van der Lubbe: Ja. Vorsitzender: Haben Sie den Reichstag allein angesteckt oder mit anderen? Van der Lubbe: Allein. Vorsitzender: Niemand hat etwas vorgefertigt? Van der Lubbe: Nein.

Unmöglich allein!

Vorsitzender: Wie erklären Sie sich denn, daß drei Sachverständige festgestellt haben, Sie könnten die Sache nicht allein gemacht haben. Van der Lubbe: Kann ich nicht sagen. Rechtsanwalt Dr. Sack fragt van der Lubbe, ob er, als er die Kohlenanzünder kaufte, diesen Kauf von sich aus unternommen oder ob er es auf Grund einer Vereinbarung mit andern getan habe, die er nicht nennen wolle. Van der Lubbe verneint das Letztere. Rechtsanwalt Dr. Sack fragt weiter, ob ihm jemand die Fingerringe in das Reichstagsgebäude gezeigt habe. Van der Lubbe verneint auch das.

Der Vorsitzende erklärt, es sei notwendig, zunächst einmal den Tatbestand näher durch die Sachverständigen- und Zeugenansagen festzustellen, worauf Rechtsanwalt Dr. Sack erwidert, daß ihm diese Gutachten bekannt seien und daß er dazu gleich bemerken wolle, daß sie keines Erachtens an einem Fehler krankten, daß nämlich nicht unter denselben Verhältnissen, wie der Reichstagsbrand im Wenneraal entstanden ist, auch nachher die Brandverluste vorgenommen wurden. Die Brandverluste hätten nicht die kolossale Wirkung, die dieser grobe Auppelbau habe, dessen harter Luftzug aus einem kleinen Fenster komme. Angeklagter Dimitroff: Da es absolut ausgeschlossen ist, daß van der

Lubbe allein diese Sache meistern konnte, stelle ich an ihn die Frage:

Wie kann er selbst die merkwürdige Tatsache erklären, daß es ihm beim Wohlfahrtsamt nicht gelungen ist, diese kleine Lubbe in Brand zu stecken, während bei dem großen, kolossalen massiven Reichstagsgebäude, das ständig scharf bewacht ist, er behaupten will, daß er allein in einer Viertelstunde diesen Mielenbrand entfesseln konnte.

Vorsitzender: Van der Lubbe, können Sie eine Aufklärung darüber geben, weshalb Sie die Brandstiftung im Wohlfahrtsamt nicht durchführen konnten? Van der Lubbe: Nein. Der Angeklagte Dimitroff stellt noch einige Fragen, die aber vom Vorsitzenden abgelehnt werden. Der Vorsitzende steht sich schließlich genötigt, Dimitroff zum letzten Male zu verwarren unter der Androhung, ihn von der Verhandlung auszuschließen.

Und wieder Klatsch

Der Vorsitzende hält Torgler dann die Aussage einer Zeugin Frau Feldmann vor, die Torgler im Reichstag zusammen mit einer unbekannten Person im Gespräch vor dem Saal des Haushaltsausschusses etwa gegen 12.30 Uhr mitgebracht hat. Die Zeugin hat angegeben, daß bei ihrem Vorkommen das Gespräch unterbrochen wurde. Torgler erklärt, daß er um diese Zeit ein Gespräch mit dem kommunistischen Wahlleiter Peterken gehabt habe. Weiter wird dem Angeklagten Torgler die Aussage eines Zeugen Genschel vorgehalten, der ein geheimnisvolles Gespräch in dem Vorraum zum Saal 12 beobachtet haben will, das von Torgler sofort abgebrochen wurde, als der Zeuge in den Raum kam. Der Angeklagte Torgler erklärt, er halte das für ausgeschlossen und wirft die Frage auf, ob es nicht möglich sei, daß sich die Zeugen im Tage getrennt haben, da ihre Vernehmungen doch erst Ende März oder Anfang April stattgefunden hätten. Als letzter Punkt in der heutigen Verhandlung wird dem Angeklagten Torgler die Aussage des Zeugen Weberstedt vorgehalten, der angegeben hat, daß er am Brandtage oder an einem der beiden vorhergehenden Tage gegenüber dem Fraktionszimmer der Kommunisten zwei Männer getroffen habe, von denen der eine Taneff und der andere van der Lubbe gewesen sein soll. Der größere habe eine Kiste auf der Schulter getragen. Angeklagter Torgler erklärt mit aller Bestimmtheit, daß er nie einen Menschen mit einer Kiste gesehen habe. Im übrigen gingen durch diesen Vorraum so viele Menschen hindurch, die er überhaupt nicht kenne.

Taneff und Popoff

Der Vorsitzende fragt nun den Angeklagten Taneff, ob er mit van der Lubbe einmal im Reichstag gewesen sei. Taneff: Ich habe van der Lubbe zum ersten Male im Reichstag gesehen, als ich das erste Mal vernommen wurde. Auch Torgler habe ich vor meiner Verhaftung nicht gekannt. Dem Angeklagten Popoff wird die Zeugenaussage vorgehalten, wonach er am Brandtage etwa um 12.30 Uhr zusammen mit Torgler im Vorraum des Haushaltsausschusses gewesen sein soll. Popoff: Niemals bis zu meiner Verhaftung bin ich im Reichstag gewesen. Den Angeklagten Torgler habe ich zum ersten Male nach meiner Verhaftung gesehen.

Die Weiterverhandlung findet am Donnerstag statt.

Lokaltermin in Berlin

Leipzig, 4. Okt. Wie verlautet, wird der erste Verhandlungsschnitt im Reichstagsbrandstifterprozeß aller Voraussicht nach am kommenden Samstag, dem 7. Oktober, abgeschlossen werden. Der Montag soll sühnungsfrei sein und den Vorbereitungen für die Ueberführung des Senats nach Berlin dienen, wo die Verhandlungen dann am Dienstag im Reichstagsgebäude fortgesetzt werden sollen.

„Miesmachen“ nimmt zu

Professor und Forstmeister in Schutzhaft

Das geheime Staatspolizeiamt für Sachsen erläßt nachstehende Warnung:

Seit einiger Zeit werden systematisch beleidigende Gerüchte, die sich mit Mitgliedern der Regierung befassen, von unverantwortlichen Elementen im ganzen Lande verbreitet. Hierzu ist festzustellen, daß diese Verleumdungen selbstverständlich jeder Grundlogik entbehren. Jeder vernünftige Mensch sollte deshalb die Verbreitung unwahrer Behauptungen ablehnen. Nachdem festgestellt worden ist, daß diese Lügen bewußt im ganzen Lande erneut verbreitet werden, hat sich die Regierung nunmehr zu schärfsten Maßnahmen entschlossen. Jeder, der ein Gerücht verbreitet oder gedanklos weiterzählt, wird sofort in Schutzhaft genommen und das Strafverfahren gegen ihn eingeleitet. Am Montag sind deshalb Professor Kettner, Dresden und Forstmeister Pöpel, Frankenberg in Schutzhaft genommen worden. Eine Anzahl weiterer Verhaftungen steht bevor. Jeder, der zur öffentlichen Unruhe beiträgt, muß als Saboteur der Aufbauarbeiten betrachtet und deshalb scharf bestraft werden.

In den Betrieben

„Man kann ein Volk nur einmal täuschen . . .“

(H.A.) Trotz Propagandaministerium und Feuerwert ist die Stimmung innerhalb der deutschen Arbeiterklasse nicht so, wie sie sich die braunen Diktatoren wünschen. „Mit Wiederkehr des Tages tragen von Marxismus mehr oder weniger infizierte „Kollegen“ in den Betrieben Meinungen herum, die nichts anderes sind, als haltlose, böswillige Stänkereien und Herabsetzungen . . . Brutale Unterdrückung dieser Kreaturen ist ein logisches Werk am Gesamtwohl der deutschen Arbeiterklasse.“ So charakterisiert das Wochenblatt der Organisation der in deutschen Verkehrsunternehmen und öffentlichen Betrieben beschäftigten Arbeiter und Angestellten am 2. September die Stimmung. Die gleichgerichtete Redaktion vermeidet ängstlich, die Gründe für die Mißstimmung anzugeben. Ein Rundschreiben (N. W. H. 2) des Zwanzerverbandes kommunistischer Angestellter berichtet offenermaßen, von gewissen Leuten, die versuchen, Verwirrung in den Köpfen der Schiffsbesatzungen anzurichten. Der eine macht das, indem er die früher teilweise vorhandene gewesene Kluft zwischen Deck und Maschine wieder aufzureißen sucht, der andere, indem er den Verband oder die Person des Vorsitzenden in den Schmutz zieht. Wieder andere kommen mit ins Werklose gehenden, jeder Sachkunde und konsequenten Denkens entbehrenden Wahnreden betreffend Seemannsordnung, Speisefolge usw.“ Auf der Allner Tagung des großen Arbeitskonvents der deutschen Arbeitsfront hat Dr. Leo jetzt resigniert feststellen müssen: „Man kann ein Volk nur einmal täuschen, nie aber mehrmals.“ Die Nationalsozialisten versuchen, das Erwachen der enttäuschten Arbeiter durch verstärkten Terror zu verhindern. Sie denunzieren die Erwachen als „Miesmacher“ und fordern: „Stopp den Miesmachern in den Betrieben das hehrliche Maul, fort mit ihnen! Sie sabotieren . . . darauf steht nur ein: Vernichtung!“ Doch — „man kann ein Volk nur einmal täuschen!“

Die Untersuchung in Paris

Es wird Bericht gegeben

Paris, 4. Okt. (Zupress).

Der Internationale Untersuchungsausschuss zur Aufklärung des Reichstagsbrandes hatte zwei seiner Mitglieder, den Deputierten Bergery und den Senator Dr. Branting, gebeten, vor der Pariser Presse über die laufenden Arbeiten des Ausschusses und die Entwicklung des Leipziger Reichstagsbrandprozesses zu sprechen.

Vor einer zahlreichen Zuhörerschaft berichtete Bergery über die im Londoner Gegenprozeß geleistete Arbeit und erklärte nochmals die vollkommene Unschuld der Angeklagten Dimitroff, Torgler, Popoff und Taneff sowie den sehr ersten Verdacht, der auf Mitglieder der heutigen deutschen Regierung laftet. Er unterstrich den Charakter der juristischen und menschlichen Objektivität, von dem die Verhandlungen in London getragen wurden und den Spruch des Untersuchungsausschusses, der von seinen Mitgliedern auf Ehre und Gewissen gefällt worden sei.

Im Laufe der folgenden Besprechungen gab Bergery davon Kenntnis, daß der Untersuchungsausschuss im Besitz neuer Zeugenaussagen von höchster Wichtigkeit sei, die allerdings in diesem Augenblick noch nicht der Öffentlichkeit übergeben werden könnten.

Immerhin antwortete Bergery auf Fragen der Journalisten, daß außerordentlich schlagkräftige Indizien die Auffassung erlauben, daß van der Lubbe nach seinen Brandstiftungen in Neufßeln durch Polizei verhaftet und wieder freigelassen worden sei.

Was geschah auf dem Polizeirevier zwischen der Polizei, die von Göring abhängig ist und dem Holländer, der kurze Zeit nachher den Reichstag in Brand setzte?

Der Untersuchungsausschuss beschäftigt sich mit der Frage, wie van der Lubbe die Nacht, die dem Reichstagsbrand vorausging, verbracht hat, und Bergery erklärte, daß interessante Enthüllungen über diese Frage bald zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangen würden.

Branting sprach über den Besuch des schwedischen Kriminalisten Eddermann, der die Erlaubnis erhielt, van der Lubbe in seiner Zelle anzusehen. Man habe gehört, daß es sich um eine medizinische Untersuchung gehandelt habe, denn Eddermann „sah auf dem Körper des Angeklagten keine Spuren von Einspritzungen“. Branting kennt Eddermann persönlich als Spezialisten für Scharfschaltungen, Fingerringe usw. Weder ist Eddermann Arzt, noch hat er die Qualifikation, den Totbestand festzustellen, über den er ein Urteil abgab. Man kann hinzufügen, daß Giftstoffe wie Morphium, Kokain usw. in anderer Weise dem Körper zugeführt werden können als durch Injektion, zum Beispiel in Getränken oder in Nahrungsmitteln. Es ist bekannt, daß van der Lubbe mit Wein versorgt wird . . .

In einer persönlichen Bemerkung erklärte Bergery, daß alle französischen Parlamentarier, die er über den Reichstagsbrand zu sprechen Gelegenheit gehabt habe, einheitlich die Auffassung vertreten, daß Nazi Führer die wahren Schuldigen sind.

Rätsel um van der Lubbe

Persönliche Beobachtungen und Nachdenkliches

In der „Basler Nationalzeitung“ (Nr. 458) schreibt ein seit kurzem in der Schweiz lebender Deutscher:

Auf Grund einer Denunziation kam ich im Februar d. J. in Berlin in Untersuchungshaft. Ich konnte feststellen, daß einem Untersuchungsangehörigen bis auf die persönliche Freiheit nichts vorenthalten wird und daß „Moabit“ für entlegene Existenzen direkt ein Paradies sein kann: sehr anständige Behandlung, reichliches und gutes Essen, Raucherlaubnis, interessante Lesestoffe aus einer großen Bibliothek, Tageszeitungen, jede Woche reine Wäsche, zweimal wöchentlich rasieren (wenn man nicht Selbstrasierer ist) und täglicher halbständiger Spaziergang im Gefängnishof. Meine Abtägung, die mit zirka 30 Mann belegt war, verminderte — wohl zufällig — viele Prominente, z. B. drei Mörder, einige Schwereinbrecher, Kommunisten, die alle wegen Schwereiten inhaftiert waren, zwei Rechtsanwälte, zwei Meierendate, einen Schriftsteller, einen Sänger, einen Schauspieler, Industrielle und Kaufleute. Beim Morgen-spaziergang und in der Kaffeehütte konnte dank der humanen Aufsicht ohne nennenswerte Demütigungen eifrig debattiert werden. Die Tagesereignisse der Politik gaben den Stoff. Wir tauchten Tageszeitungen untereinander aus und hatten durchaus die Möglichkeit, uns menschlich näher zu kommen, soweit es den einzelnen paßte.

Eines Tages hatten wir eine Sensation. Der Reichstagsbrandstifter van der Lubbe wurde unserer Station angeheilt. Unter erster Eindruck war maßloses Erstaunen. Den Menschen hatten wir uns alle ganz anders vorgestellt. Das war doch kein Mann, kein tatkräftiger Fanatiker, das war ja ein netter, harmloser, ganz unbedeutender Junge, der mit seinem offenen Blick, seinem bescheidenen Wesen nicht den Eindruck eines Kommunisten oder Schwerverbrechens machte.

Die wirklichen Kommunisten waren doch ganz andere Kerle, man konnte sie im Gefängnis sofort gut erkennen, denn sie verteidigten ihr System, machten keinen Hehl aus ihrer Befinnung und waren stets oppositionell und rabiat angelegt. Aber nicht nur aus dem Benehmen des Lubbe, sondern vor allem aus den Unterhaltungen mit ihm wurde uns bald klar, daß dieser Mensch kein Kommunist im landläufigen Sinne sein könne. Lubbe war nicht verächtlich, er war aber auch nicht sonderlich geistreich. Er gab auch gelegentlich seine Ideen bekannt, die aber nicht annähernd so frisch und wirr waren, wie seine Wuschelkritik. Man fragte sich, aus welchen Motiven dieser Jüngling behandelt hatte und ob er etwa unter dem Einfluß eines Individuums stand, dem er absolut hörig war. Er war anscheinend vollständig gedanken- und willenlos in dieses Abenteuer getappt, man hatte ihm wohl suggeriert, „es müsse etwas geschehen“, und er glaubte den Einflüsterungen und gehorchte blind seinen „Freunden“. Und diese Hörigkeit wird es auch erklären, warum er seine „Freunde“ nicht verriet. Ich hatte zweimal Gelegenheit, mit van der Lubbe ganz ungeniert allein sprechen zu können, als wir zu gleicher Zeit und von demselben Anseher ins Pandalgericht zum Untersuchungsrichter geführt wurden. Wir muhten dann beide längere Zeit warten und konnten uns ganz ungezwungen unterhalten. Dabei bekräftigte sich mein Eindruck, den ich schon vorher bei den Spaziergängen hatte.

Van der Lubbe war ruhig, geduldig, durchaus sorglos, genau wie ein braves Kind.

Als ihm der Kaffee, bevor wir zum Untersuchungsrichter gingen, sein etwas zu genial geschlungenes Dalstuch folgender arrangierte, war van der Lubbe von einer geradezu rührenden naiven Kindlichkeit. Der Mensch schien sich keiner bösen Tat bewußt, er hatte nur solalam getan, was seine „Freunde“ von ihm verlangt hatten. Es mußte etwas geschehen“. Er glaubte auch an einen ganz guten Ausweg seiner Angelegenheit. Wir waren anderer Meinung und unsere Kronprobe lautete damals, daß er als unzurechnungsfähig ins Irrenhaus kommen würde.

Aber es kam anders — und das stimmt nachdenklich. Trotz der Lächerlichkeit der deutschen Polizei konnte man bis heute

nicht die Drahtzieher und weitere Mitschuldige finden. So blieb Lubbe als Hauptmissetäter hängen. Merkwürdigerweise schlug man bei ihm ein Verfahren ein, das jeder, der mit ihm im März in Verbindung kam, wohl kaum verstehen wird.

Lubbe war damals nie gefesselt, weder bei den Spaziergängen noch bei den Ausfahrten zum Untersuchungsrichter ins Gerichtsgelände. Und als der Prozeß begann, sieht man den Menschen hart geteufelt!

Warum wohl? Ist sein Verbrechen leichter schwerer geworden? Oder sollte die Kesselluna mit dem renitenten Benehmen des Angeklagten, von dem kürzlich zu lesen war, motiviert werden? Aber ist es denn möglich geworden, daß der durchaus ruhige Lubbe vom März, den man genau so frei behandelte wie jeden anderen Untersuchungsangehörigen für leichte Verbrechen, ein so rabiatere Kerl wurde, daß er nur schwer gefesselt im Gerichtssaal erscheinen konnte? Und weiter: Lubbe war, wie ich ihn im Gefängnis kennen lernte, scheinbar ein sehr gelinder, auf jeden Fall ein durchaus aufgeweckter und ununterbrochener Geistes- und jetzt diese Knecht, diese Verschlagenheit, dieses sonderbare Benehmen, das man noch kaum als normal bezeichnen kann? Und das alles bei der humanen Behandlung der Untersuchungsangehörigen, wie sie der Schreiber dieser Zeilen zwei Monate erleben mußte? Ja — noch mehr — man konnte lesen, daß man um Lubbes Wohl bedacht, ihm eine besondere Ernährung bewilligt habe, z. B. Schokolade usw. Ich muß gestehen, daß ich da nicht nachkomme! Das Essen in Moabit war genügend, abwechslungsreich und gut, so daß selbst ich, als sonst verdohter Mensch, es erträglich fand und andere Gelangene, z. B. ein Ingenieur, schon acht Monate, ein Kaufmann sogar 18 Monate lang bei dieser Kost des besten Wohlbehaltens erreuten. Dabei erklärten die „Stammgäste“ unserer Station, daß das Essen in anderen Strafanstalten noch besser sei, als in Moabit. Es dürfte vielleicht interessieren, die damaligen „Tages-Menus“ einer Woche kennen zu lernen:

- Mittags:
- Suppe
 - Lungenhaschee und Kartoffelbrei
 - Zinsuppe mit einem ganzen Wienerli
 - Fritadellen und Sauerkraut
 - Erbsensuppe mit Speck
- Suppe
- Schweinefleisch, Sauerkraut, gutes Kompott (gedörrtes Obst).
- abends:
- Kaffee und Leberwurstbrot
 - Reisbrei mit Nimm
 - Kaffee, Rieker Syrotten
 - Butterbrot
 - Suppe
 - Kakao, belegtes Brot mit gehacktem, rohem Fleisch
 - Wädling, Brot und Tee
 - Saurer Sering, Kartoffeln
 - Kaffee

Ich gebe gerne zu, daß die Zusammenstellung nicht immer verordneten Ansprüchen genügen konnte (z. B. Kakao und Tartarobrot). Aber das Essen war immer appetitanregend, ausgezeichnet und reich genügend reichlich.

Und da wird es nötig, dem Holländer noch eine bessere Kost, eine Spezialkost zu geben? Ich verheiß diese Bevorzugung nicht, die von voringenommener Seite ganz anders angelegt werden könnte. Kein Zweifel, daß das Gericht über jeden Zweifel erhaben, das Menschenmüllschicht tun wird, um den Fall zu klären. Aber wäre es nicht angezeit, diesen Sonderheiten, die man sich, als Kenner der Untersuchungsheit und als unparteilicher Beobachter des Lubbe im März, nicht erklären kann, auf den Grund zu gehen, um geschäftigen Kombinationen jede Spitze zu nehmen? Oder steht da die öffentliche Weltmeinung vor einem unüberwindlichen Rätsel? Ich hoffe und mit mir sicher viele, daß doch noch die große Ueberwachung kommen möge, die diesem Fall alle Rätsel nimmt.

Ras.

SA. marschliert

Auf Veranlassung des preussischen Ministerpräsidenten Göring wurde am 18. September eine Razzia auf Bettler im ganzen Reich durchgeführt unter Einsatz von Polizei, SA und SS. Diese Razzien sollen laufend wiederholt werden. Die braunen Truppen werden damit ganz offen gegen die wehrlosen Opfer des vom Faschismus gestützten kapitalistischen Wirtschaftssystems eingesetzt. Die „sozialistische“ SA marschliert nicht gegen „Bank- und Börsenfürken“, sondern gegen hungernde Proleten.

Was zahlen die Nazis für Parteibeiträge

Ob Mitglieder der SS, SA und SA-Reserve zahlen pro Monat 1,00 RM., die Hitlerjugend bezuglichen. Diejenigen Mitglieder, die weniger als zwei Kinder in der Bewegung haben, 0,50 RM., die anderen 1,50 RM. Mitglieder, die nach dem 31. Januar eingetreten sind, haben außerdem einen einmaligen Werbebeitrag von 10. — RM. zu zahlen. Demnach muß also eine Nazi-Familie, die zwei Kinder in der Hitlerjugend hat, im Monat 5,00 RM. Parteibeitrag aufbringen. Aber sie haben ja auch etwas dafür, nicht wahr?

Felix Fehrenbachs Briefe

Von April bis August 1933

Am Mittwoch, dem 7. August, wurde Felix Fehrenbach, der einstige Sekretär Kurt Eisners, bei einem Abtransport nach Dachau — die bayerischen Nationalsozialisten wollten ihn in ihre Gewalt bekommen — auf der Flucht erschossen. Er befand sich in den Monaten vor der Ermordung zunächst im Detmolder Gefängnis.

Fehrenbach schrieb die nachstehenden Briefe an seine Frau in den Monaten seiner Detmolder Haft. Es sind ihrer viel mehr, als wir drucken können. Seine Mörder werden sie nie lesen. Sie haben die bestellten Schüsse prompt geliefert und sind stolze Sieger über den Geist und die Gesinnung, die sich in den Bekenntnissen ihres Opfers offenbart. Man lese den letzten Brief, um die Verlogenheit der amtlichen Behauptung zu ermessen, Fehrenbach habe einen Fluchtversuch unternommen.

Detmold, den 5. April 1933.
Landgerichtsgefängnis.

Deine Dispositionen (Flucht in die Schweiz) halte ich für richtig. Es ist besser, du bist bei den Kindern, hier würdest du dich nur allein herumflicken. (Frau Fehrenbach war seit 1922 Funktionärin der SPD, und wurde von der Wehrmacht gesucht.) Heute hatte ich eine große Ueberraschung. Vater besuchte mich. Er ist die ganze Nacht durchgefahren und fährt heute nach wieder zurück. Er ist jetzt 74 Jahre und die ganze Sache war für ihn recht anstrengend, ganz abgesehen von der seelischen Erregung, die die ganze Affäre für ihn bedeutet. Sein Leben lang hat er sich redlich geplogt und gemüht und nicht viel gute Tage gesehen, viel Sorge und Kummer gehabt, und legt mich auch auf seinen alten Tagen noch durch meine Verbastung Sorge bereitet werden. Ich kann leider nichts ändern. Wie die Dinge liegen, läßt sich jetzt auch gar nicht absehen, wie lange die Haft dauern wird.

Die Nachrichten von dir und von den Kindern freuen mich immer am meisten. Es wird wohl eine ganze Weile dauern, ehe wir wieder friedlich beisammen sein können. Aber schließlich, einmal wird ja auch die Schubhaft zu Ende sein. Dann werde ich mich an meinen neuen bürgerlichen Beruf gewöhnen müssen. Aber das sind wohl erst Zukunftsphantasien. Zunächst spielt sich für mich das Leben zwischen vier engen Wänden ab. Nur die Gedanken können hinauswandern, zu dir, zu den Kindern, zu der jugendlichen, neu-ermachenden Natur — — — Aber, was man nicht zu ändern vermag, darin muß man sich schiden, höfentlich erträglich. Du die für dich recht schwere Zeit mit zuverlässigem Mut und läßt dich nicht unterkriegen. Um mich brauchst du dich nicht zu sorgen. Kopf hoch!

Detmold, den 8. April 1933.

Dein Brief bringt mir einen Frühlingssatz in meine Zelle. Schlüsselblumen, (Gegrecht lagen einige Blumen bei). Sie sind meist die ersten Blüten des sonnig-heiteren Frühlings, der jetzt die Blumen mit seinem Segen überschüttet. In unserem Garten werden jetzt auch die ersten Blumen blühen, die ich im vorigen Frühjahr gepflanzt habe. Im Geländehof, den wir jeden Tag eine Stunde umschreiten, wird es auch langsam Frühling. Die Kirschbäume blühen, ein paar Veilchen heben schwächern ihre Köpfe heraus und Singvögel versuchen ihr erstes Konzert. Ich Schritte in die Hände und wieder so und so fort marschieren wir im Kreis, bis die Stunde um ist und sich die Lungen voll gelungen haben mit frischer Luft, die Augen sich saugesehen am Blau des Himmels oder an grauen Wolken.

In der Zelle habe ich jetzt Gesellschaft. Von Willi wurde mir ein Pack Bücher geschickt. Hier geht ein Tag wie der andere dahin, und mittlerweile sind es vier Wochen geworden, daß ich hier bin, ohne daß ich vernommen wurde, oder sonst irgend etwas erfahren hätte.

Du fragst nach meinen Wünschen? Mein seeligster Wunsch ist die Aufhebung der Schubhaft, damit ich wieder für meine Familie sorgen kann. Aber dafür wirst du wenig tun können. Im übrigen möchte ich nicht, daß du Geld für mich ausgibst. Du und die Kinder brauchen es notwendiger. Wenn du mir dann und wann ein paar Zigaretten schicken kannst, freue ich mich. Schreibe mir recht viel von dir und den Kindern.

Detmold, den 21. April 1933.

Heute bekam ich vier Briefe von dir auf einmal. Das war ein rechter Festtag. Sorgen habe ich mir nur um dich gemacht und die Kinder, weil ihr doch nicht auf die Dauer verwandeln zur Last fallen könnt. Du bist ein tapferer Kerl! Daß du unsere alten Freunde triffst, freut mich. Grüße sie alle von mir. Sie sind alle liebe Menschen, und in deiner freien Zeit werden sie dir sicher über manche trübe Stunde wehellen.

Gesundheitlich geht es mir gut. Wenn man sich hier eingelebt hat, schläft man auch leidlich. Nur ein bißchen mehr Bewegung im Freien möchte man haben. Das läßt sich aber aus technischen Gründen nicht machen. Wir müssen uns deshalb mit einer halben Stunde täglich begnügen. Dafür habe ich fast den ganzen Tag — wenn es nicht gar zu faul ist, das Fenster offen.

Meine Zellenkollegen haben wiederholt gewechselt. Wenn einer entlassen war, bekam ich einen andern. Allein war ich immer nur wenige Tage.

Detmold, den 2. Mai 1933.

Zum 1. Mai bekam ich in Deinem Auftrag, liebe Irma, einen schönen Rosenstrauch und Obst. Die Blumen halten sich sehr gut und am Nachmittag, wenn ein schmaler Sonnenstreif durchs Fenster kommt, glücken sie rot auf. Ich freue mich jeden Tag aufs neue mit den Blumen.

Was du mir von den Kindern schreibst, freut mich besonders. Unsere Hanna muß sich ja prächtig herausgemacht haben. Daß sie sich noch an unsere Schlittenfahrt erinnert, ist bei dem kleinen Puzel ja allerhand. Mit Volle schreit alles schwieriger zu sein. Ich glaube, Kurt fehlt ihr sehr. Ich möchte auch das lustige Geplapper unserer kleinen Gesellschaft gerne wieder hören, muß aber wohl noch einige Zeit Geduld haben.

Zum 1. Mai gab es hier und anderwärts wieder zahlreiche Haftentlassungen. Ich denke, daß in dem Maße, wie sich die neuen politischen Verhältnisse festigen und weiter allgemeine Veruhigung in der Bevölkerung eintritt, auch weitere Schubhaftlinge entlassen werden, soweit nicht in besonderen Einzelfällen Strafverfahren schweben oder Gewährleistung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit befürchtet wird. Da beide Fälle auf mich nicht zutreffen, hoffe ich, in absehbarer Zeit auch entlassen zu werden. Dann werden wir wieder alle heim beisammen sein können. Am 26. April habe ich einen Haftentlassungsantrag bei der bayerischen Landesregierung eingereicht. Es ist nicht nötig und wohl auch nicht zweckmäßig, daß du dich an die Regierung wendest. Die Herren, die zu entscheiden haben, sind genügend unterrichtet, wissen auch, daß ich Frau und drei Kinder habe, daß ich in beide verwundet wurde und du in einem Seuchen-

lazarett als Pflegerin während des Krieges warst. Du mußt eben noch etwas Geduld haben. Wehen hat jede Geburt, auch die eines neuen Deutschland.

Detmold, den 9. Mai 1933.

Deine lieben Briefe sind für mich hier die allergrößte Freude, und setzen mich immer wieder aufs neue, wie eng und ungetrenntlich wir verbunden sind, trotz aller räumlichen Trennung. Für Kurt habe ich zu seinem Geburtstag ein kleines Märchen geschrieben vom „Hans Guck in die Luft“.

Detmold, den 20. Mai 1933.

Gestern hat unser Kurt Geburtstag gehabt. Ich habe viel an ihn gedacht. Mir fehlen die Kinder sehr. Und die Sehnsucht nach dir wächst mit der Dauer der Trennung.

Detmold, den 29. Mai 1933.

Für Mutter waren die letzten Monate sicher recht aufregend. Aber Grund, deprimiert zu sein, besteht nicht. Es wird alles wieder in Ordnung kommen. Es braucht aber Zeit. — Auf mein Gebüh habe ich noch keine Antwort, ich bin auch noch nicht vernommen.

Detmold, den 6. Juni 1933.

Für heute schicke ich dir eine kleine Geschichte „Der alte Puppenpieler“. Wenn sie auch einen etwas trübseligen Abschluss hat, so darfst du daraus nicht auf meine Gemütsverfassung schließen. Du weißt, ich bin kein Schwächling. Mach dir also keine dümmen Gedanken. — Eigentlich habe ich damit gerechnet, Pinguin frei zu kommen, wie Feldmann (ParteiSekretär) und Künze (Gewerkschaftssekretär). Es war aber nichts. Samstag bin ich genau drei Monate hier. Ich rechne daher damit, daß es nicht mehr lange dauert.

Detmold, den 25. Juni 1933.

Auf meine beiden Eingaben um Haftentlassung bin ich noch ohne Antwort. Ich bedaure recht sehr, daß ich die Entwicklung unserer beiden Kleinen nicht miterleben kann. Vottis Geburtstagwunsch, daß Patti bis dahin wieder kommen soll, ist trübend. Ich möchte ihn gerne erfüllen. Aber du weißt ja, daß das nicht von mir abhängt. Immerhin könnte es ja sein, daß Vottis Wunsch bis zum Geburtstag in Erfüllung geht.

Vinkowits (Verbandssekretär) ist vor etwa 10 Tagen entlassen worden, so daß ich der letzte von unseren Freunden bin hier in Detmold. Du darfst dich nur nicht klein kriegen lassen. Ich weiß ja, daß alles für dich schwerer ist als für mich. Aber du hast bisher alles tapfer ertragen und ich hoffe, daß du hart genug bist, durchzustehen, auch wenn Deine Geduld auf eine lange Probe gestellt werden sollte. Ich bin gesund und weiß, daß ich tragen muß, was ich nicht zu ändern vermag.

Detmold, den 2. Juli 1933.

Die Arbeit an dem Roman macht mir viel Freude. Die Schreibmaschine bedeutet eine wesentliche Fortschrittserleichterung. Ich komme übrigens mit meiner Arbeit sehr flott vorwärts, bin voller Schaffenslust und läche mich viel wohler, seit ich mir diese Aufgabe gestellt habe. Das Nichtstun war zum verzweifeln. Jetzt hat der Tag wieder einen Inhalt.

Detmold, den 9. Juli 1933.

Wunder schön ist das Bildchen mit Hanna, auf dem sie fragend ins Weite schaut und auf dem steht: „Wo ist Patti...?“ Sie wird wohl noch eine ganze Weile auf ihn warten müssen. Unser Väterchen hat es ja jetzt recht hart. So herumgeschubst von der Tante zur Großmutter, wieder zur Tante, ein paar Wochen bei dir und dann nochmal zur Großmutter, das ist nicht gut für ihn und ich kann mir wohl denken, daß er darüber traurig ist. Sage ihm nur, wenn der Patti erst wieder da ist, dann nehmen wir eine Wohnung und unser Väterchen kann dann immer bei uns bleiben.

Detmold, den 11. Juli 1933.

Mein Roman macht gute Fortschritte. Ich werde schon tief im vierten Kapitel. Ich wundere mich selbst, wie müde ich schreibe, trotz des Managements aller anderen Eindrücke, die sonst für meine literarische Produktivität so wesentlich waren. Die Arbeit macht mir viel Freude. Das liegt zum guten Teil daran, daß der Roman in meiner Heimat spielt. Es ist, als schäule ich aus einem nicht verriegelten Duck.

Detmold, den 23. Juli 1933.

Ich glaube kaum, daß ich meinen Roman in Detmold fertig schreiben kann.

In der vergangenen Woche war der liebe Vater hier und besuchte mich. Für ihn war der kurze Besuch beargwöhnlicher Weise recht aufregend. Ich habe den Vater noch nie weinen sehen, aber als er mir im Speisezimmer gegenüber saß, standen ihm die Tränen in den Augen.

Detmold, den 2. August 1933.

Heute las ich in der Landeszeitung, daß die Bayerische Regierung der bayerischen Landesregierung, mich in ein bayerisches Konzentrationslager zu übernehmen, stattgegeben habe und daß der Transport in den nächsten Tagen erfolgen soll. Ich schreibe heute mit der Maschine, weil mein Schreiben nicht in Ordnung ist. Aber in Zukunft würde wohl gern mit Schreibmaschinenbriefen von mir vorlieb nehmen, wenn du überhaupt nur Briefe bekommst. In manchen Konzentrationslagern ist der Briefverkehr erheblich eingeschränkt. Daß Kurt so tüchtig beim Schwimmen lernen ist, freut mich. Ich hab's erst mit zehn Jahren gelernt. Da ist er mir ja fast vier Jahre voraus. Ich freue mich schon darauf, wenn ich ein Stück aus der Schubhaft entlassen werde, mit meinem Kurt schwimmen zu gehen. Das letzte Kapitel des Romans ist ein wenig arg zusammengeknallt. Ich wollte fertig werden und fürchte, ich komme von hier weg, ehe der Roman beendet ist. Aber ich habe ihn aber doch noch geschafft. Fünf Minuten vor Zwölf sozusagen. Darüber bin ich recht froh.

Detmold, den 4. August 1933.

Du träumst von mir? Dann können wir uns die Hand reichen. Ich habe schon sehr oft von dir geträumt. Aber die Träume wollten nicht Wirklichkeit werden. Wenn ich aufwachte, war ich wieder in der vergitterten Zelle — — — Ich bin froh, daß die Zeit der Unwissenheit bald zu Ende geht. In die neue Umgestaltung werde ich mich schon hineinfinden. Vor allem werde ich mehr Gesellschaft und frische Luft und Bewegung haben. Das tut mir nach fünf Monaten Zellenhaft.

Detmold, den 6. August 1933.

Ich bin noch immer in Detmold und glaube schon in der vergangenen Woche ins Konzentrationslager zu kommen. Vielleicht findet der Abtransport schon in einigen Tagen statt. Vielleicht dauert er noch Wochen. Ich weiß es nicht. Dies Warten auf die Veränderung erfüllt mich mit einer merkwürdigen Unruhe. Ich weiß selbst nicht warum, aber es ist so. Du hast das ganz richtig auch an dem Roman beobachtet. Die beiden letzten Kapitel haben ein wenig darunter gelitten. Aber auch unter der Sorge, ich könne den Roman nicht mehr fertig bringen. Dadurch ist mancher Flüchtigkeitsfehler unterlaufen, der sich in weniger ausgeglichener und mancher wurde hart zusammengeknallt.

Daß du die Widmung des Romans in Deiner Abschiedsbrief abgeben würdest, sah ich voraus. Es bleibt aber doch dabei. Der Roman ist für dich geschrieben und soll dir gewidmet sein. Du mußt dir das schon gefallen lassen. Liebes, ich kann dir ja sonst nichts geben und schließlich, wenn soll ich so etwas, was so ein ganz persönliches Werk ist, sonst geben? Der Roman hat dir in all den Wochen viel Freude gemacht, das merke ich aus Deinen Briefen immer wieder. Nun gehört er dir ganz und gar und wenn wir erst wieder zusammen sein können, wirst du an seiner endgültigen Gestaltung noch mithelfen können. Ich habe noch zwei Durchschläge an meine Mutter geschickt, sie wird sie dir geben.

Meinen Eltern habe ich auch ein Exemplar des Romans geschickt. Sie werden sich sicher sehr damit freuen. Ich bin in jeder Winkel in Würzburg veritaut, und manches, was in meinen Kindheitsgedenken einfließen ist, haben sie selbst miterlebt, direkt oder indirekt. Für mich selbst war die Zeit, in der ich den Roman schrieb, die erträglichste der Zelle. Ich hatte eine Aufgabe, konnte etwas gestalten, schöpfe aus dieser Kraft und Vertrauen. Dies später im Konzentrationslager wird, bleibt abzuwarten.

Jedenfalls richte dich so ein, daß du bei den Kindern bleiben kannst. Sie leiden ohnehin am meisten unter unserer Trennung. Können sie schon den Vater nicht haben, dann sollen sie wenigstens die Mutter nicht entbehren. Du sagst ja selbst, die Kinder seien ein Opfer der Zeit, entworfen, heimlos geworden. Tue nur alles, daß du wenigstens bei ihnen bleiben kannst. Aber das brauche ich dir ja nicht besonders ans Herz zu legen. Du wirst das von dir aus schon tun. Die Frage, die Vötte an dich gerichtet hat, als die Ferienkinder nach Hause fuhren, ist ja erquickend: „Nun, wo bin ich eigentlich dabei?“ In dieser kindlichen Frage liegt die ganze Tragödie unserer Kinder. Sie haben kein Zuhause, keine Familie mehr, sind entwurzelt. Das ist überhaupt, was mir am meisten Sorgen macht. Wenn die Kinder im Augenblick auch untergebracht sind und zu essen haben, — — — der Mensch lebt nicht von Brot allein. — — — Der Vater, die Mutter, das Heim, das gemeinsame Familienleben sind doch Dinge, die, wenn sie den Kindern fehlen, für ihre ganze künftige Entwicklung nicht ohne Einfluß sind. Aber vielleicht brauchen sie das alles nicht gar zu lange zu entbehren. Vielleicht nur die Hoffnung nicht, wenn es auch noch sehr lange dauern sollte.

Die Mutter schrieb mir, ich sollte alles tun, damit ich nicht in ein Konzentrationslager komme. Ich schrieb ihr, daß ich darauf keinerlei Einfluß habe. Es ist doch kaum anzunehmen, daß die gefakten Beschläge geändert werden. Ich kann gar nichts in dieser Sache tun. Mutter hat wohl übertriebene Vorstellungen in all diesen Dingen. Schließlich bin ich ja nicht allein, der ins Konzentrationslager kommt. Natürlich, die Familienangehörigen leben in erster Linie das Einzelindividuum, sie sind ja auch persönlich ziemlich stark davon betroffen, aber viele andere haben das gleiche Schicksal zu tragen. Tausende. Dieser Tage las ich in der Zeitung, daß der ehemalige Reichsstaatspräsident, Paul Vögte, in ein Konzentrationslager kam. Viele andere, Bekannte und Unbekannte, sind auch dort. Verlechte du dir einmal die Dinge von einem größeren, geschichtlichen Gesichtspunkt aus zu betrachten, nicht nur vom persönlichen aus. Vielleicht kannst du dann manches leichter tragen. Ich weiß wohl, es ist alles recht schwer für dich und die Kinder und das Einzelindividuum steht schon dadurch für dich immer härter im Vordergrund. Ich bin aber überzeugt, du wirst hart bleiben, auch wenn Deine Geduld auf eine harte Probe gestellt werden sollte.

Die neuen Machtverhältnisse haben sich verhältnismäßig schnell geändert und in dem Maße, wie dieser Konfliktfortschritt fortgeschritten, werden auch die Zwangsmaßnahmen, die Schubhaft, Konzentrationslager usw. allmählich entbehrlich. Ich glaube nicht, daß man diese Einrichtungen länger aufrecht erhält, als dies im Interesse des neuen Staates notwendig erscheint. Dann wird auch für uns wieder die Zeit kommen, in der wir unseren Kindern wieder ein Heim bieten können und Vötte wird dann nicht mehr fragen brauchen: „Nun, wo bin ich eigentlich dabei...?“

Aus Deinen Briefen lese ich immer viel Hoffnung und Zuversicht. Darüber freue ich mich sehr. Sei nur weiter hart und durchhält! Um mich brauchst du dich nicht zu besorgen. Richte mich auch in das Leben im Konzentrationslager, wenn ich dort auch keine Blumen und sonstigen Erfrischungen bekommen kann, mit denen du mich hier jede Woche erlustest und für die ich dir herzlich danke. Ich denke im voraus an die Zeit, da meine Schubhaft aufgehoben sein wird und trübe dich und die Kinder herzlich, Dein Felix.

Soeben wird mir mitgeteilt, daß ich heute, den 7. August, abtransportiert werde.

Das waren die letzten Worte von Felix Fehrenbachs Hand. Am Abend wurde er von Detmold abtransportiert. Als Reiseziel war nicht Dachau, sondern das Polizeipräsidium München angegeben, doch war schon alles vorbereitet, daß er dieses Ziel nicht erreichen sollte. Um 8 Uhr abends wurde er in Scherzede, 50 Kilometer von Detmold, mit schweren Schusswunden eingeliefert; er starb zwei Stunden darauf, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Die konventionelle Füge von einer „Erfrischung auf der Flucht“ bedarf kaum einer Widerlegung. Eine zerklüftete Armbrust mit zertrümmtem Klemm, die der Witwe des Ermordeten unvorsichtiger Weise zugefickt wurde, legt für ganz andere grauenhafte Vorgänge Zeugnis ab.

Felix Fehrenbach hat seine Treue zur Arbeiterklasse und zur Sache des Sozialismus mit seinem Blute besiegelt.

Siebzehn Mann und ein Zivilist Was es alles gibt

Von Paul Frende

Donnerstag, den 10. September 1914, fanden wir schon seit sieben Stunden marschbereit. Nachmittags kam der Befehl, unser Bataillon habe mit einem andern Landsturmregiment gemeinsam bis Powitno vorzudringen, während der übrige Landsturm in der Reserve bleiben sollte. Unsere Aufgabe wäre gewesen, die Tiroler Edelweißbrigade, die schon seit zwei Tagen in der Feuerlinie stand, zu verstärken und die russische Vorhut aus ihren frisch ausgehobenen Schützengraben zu vertreiben.

Der Befehl des Brigadeführers schilderte die Lage als äußerst günstig; die Widerstandskraft des Feindes sei bereits gebrochen, es handle sich nur darum, ihm den letzten Stoß zu versetzen. Durch Erfahrungen gewöhnt, schenkten wir aber diesen Angaben keinen Glauben. Wir spürten, daß das Einsetzen der Landsturmregimenter nur eines bedeutete: Die Schlacht stand schlecht!

Wir waren keine Reserve, die in der letzten Stunde in die Waagschale geworfen wird, um eine günstige Entscheidung herbeizuführen; wir waren nur Rückenbüchse und Kanonensutter, die eingesetzt wurden, wenn keine Hoffnung mehr bestand, einzig und allein darum, um den Feind auf einige Stunden aufzuhalten und dadurch den Vorkämpfern eine halbtägige militärische Ausbildung und auch die vor mindestens fünfzehn Jahren mitgemacht hatten. Unsere Ausrüstung war mangelhaft, nicht ein einziges Maschinengewehr stand uns zur Verfügung, der Landsturm besaß damals keine Artillerie.

Wir nahmen den Befehl gleichgültig entgegen.

Da kann man nichts machen!

Es war die letzte Woche des Krieges; seit drei Wochen fanden wir bereits in der Feuerlinie. Wir kamen uns daher als alte Krieger vor, die nichts mehr aufregt, nichts in Erstaunen setzt. Wir marschierten den Waldsaum entlang; die hohen Bäume gewährten uns wenigstens gegen das Gewehrfeuer Schutz.

Bei dem Dorf Cuntow mußten wir halten, weil die russische Artillerie heftig Powitno beschoss. Es war unmöglich, weiterzugehen. Das Dorf war wie ausgestorben, seine Einwohner waren verschwunden; Pferde, Schweine und Ochsen irrten zwischen den Häusern herum oder brüllten verzweifelt in ihren Stallungen. Die Mannschaft fing eiligst einige Schweine und Hühner. Unsere Kompanie hatte sogar das Glück, Gänse zu erwischen. Alles wurde sofort gerupft und gebraten, der Schatz im Küchenwagen geborgen. Die ganze Kompanie dachte nur daran, was für herrliches Nachtmahl es geben werde. Der Kanonendonner wurde immer stärker, die auf Powitno gerichteten, aber darüber hinausgehenden Schüsse erreichten bereits die östlich gelegenen Häuser von Cuntow, die in hellen Flammen aufstoberten.

Als Kompaniekommandant erhielt ich um sechs Uhr den Befehl, weiterzugehen und den Train zurückzuschicken. Das bedeutete aber, daß der Küchenwagen mit den drei Gänsen und dem Spanferkel zurückgeschickt werden mußte. Der schöne Traum eines herrlichen Nachtmahls zerfiel in nichts!

Als Strafe für unsere fleischlichen Gelüste wurde uns das Nachtmahl schonungslos entzogen und wir selbst in das brennende Dorf getrieben.

Bevor wir abmarschierten, tauchte ein Feldpostwagen auf. Da wir noch einige Minuten Zeit hatten, benützte ich die Gelegenheit, meiner Mutter eine Karte zu schicken. Ich wollte nichts Beunruhigendes schreiben. Wird aber diese Karte nicht vielleicht doch die letzte sein?

Wir gingen vorsichtig über die Höfe der brennenden Häuser vor und erreichten die Schrapnellzone. Links und rechts krepierten schlagene Geschosse. Nun mußten wir stehenbleiben, um einem Sanitätszug den Weg freizulassen. Acht große Blefrierwagen versuchten trotz dem feindlichen Feuer nach Powitno zu gelangen. Es war ihnen kein Erfolg beschieden, einige Kutscher und Pferde wurden tödlich getroffen, die übrigen machten kehrt und verammelten uns den Weg.

Wir versuchten nun, auf einem Karrenweg, der über Kartoffelfelder führte, zum Wald von Powitno zu gelangen. Hier kamen wir an einem großen Grabhügel vorbei, auf dem ein einfaches Holzkreuz mit folgender Aufschrift stand: „Siebzehn Mann und ein Zivilist.“

Die Lage war wirklich nicht danach, zu lachen. Und dennoch mußte ich lächeln, als ich diese Aufschrift sah.

Der ganze Hochmut des Berufsmilitärs, für den der Mensch erst bei demjenigen anfängt, der einen bunten Rock trägt, sprach hier noch aus dem Grab. Der Tod, die Geschosse des Feindes, die kannten diese Unterscheidung nicht, sie rafften Soldaten und Zivilisten gleichmäßig hinweg. Für das Militär aber ist der Zivilist kein Mann, und wenn er stirbt, dann ist das eben ein gewöhnliches Hinscheiden und kein Heldentod.

Inzwischen trat das Dunkel ein und unter seinem Schutz gelang es uns, Powitno zu erreichen. Die meisten Häuser waren schon ausgebrannt und zusammengebrochen, die glimmende Asche beleuchtete hell Höfe und Gärten. Wir fielen in Einzelreihen ab, einer folgte vorsichtig dem andern. Wohin wir kommen würden, wußte niemand, jeder sah nur seinen Vordermann. Oft mußten wir über brennende Balken springen, die Sohlen meiner Schuhe waren so erhitzt, daß ich manchmal die Empfindung hatte, als ob meine Füße brannten.

Das ganze Dorf überzog ein fürchterlicher Geruch. Ein großer Teil der Bewohner wurde vom Geschützfeuer getötet und ihre Leichen verbrannten in den eingestürzten Häusern.

Wir kamen an einem Hause vorbei, wo acht bis zehn verkohlte Leichen, Erwachsene und Kinder, nebeneinander lagen. Entsetzt schauderten wir zurück.

„Die armen Leute,“ meinten einige. „Wie kommen sie überhaupt zum Krieg? Wir, das ist was anderes. Wir müssen. Das aber sind keine Soldaten und trotzdem müssen sie daran glauben.“

Schade, daß Powitno damals in russischen Besitz überging. Wie schön wäre es gewesen, wenn man dort einen neuen Grabhügel hätte errichten können, diesmal mit der Aufschrift: „Zweihundert Mann und sechshundert Zivilisten.“

Fliegende Aerzte in Australien

Die riesigen Entfernungen und die Abgeschiedenheit der einsamen Vorposten in Australien haben den fliegenden Arzt und seine Ambulanz in diesem Erdteil zu einer wahren Notwendigkeit gemacht. Der australische ärztliche Luftdienst wurde im Jahre 1923 unter den Auspizien der australischen Inlandmission, einer Abteilung der presbyterianischen Kirche in Australien, ins Leben gerufen. Der Mittelpunkt seiner Tätigkeit befindet sich in Cloncurry, Queensland. Das Hauptquartier in Cloncurry ist mit Radioanlagen ausgestattet, die medizinische Anweisungen und andere Botchaften auf einer Kurzwellenlänge von 42 Meter an verschiedene ferngelegene Heime senden, denen spezielle Empfangs- und Sendegeräte zur Verfügung stehen. Die Station hat auch ein Flugzeug und eine Landorganisation und in dringenden Fällen werden die Dienste des Flugarztes und eines Piloten für Reisen angefordert, die oft 600 bis 800 Kilometer weit sind. Die fliegenden Aerzte rekrutieren sich aus den besten Kräften des australischen Aerztestandes. Der erste war ein berühmter Spezialist aus Sidney, der ein Jahr seines Lebens opferte und für einen Bruchteil seiner normalen Einkünfte arbeitete, damit die Leute im Busch erstklassige Hilfeleistung erhielten. Seitdem haben sich noch drei andere hervorragende Aerzte gemeldet.

Begräbnisfunk

Eine amerikanische Funkgesellschaft will jetzt eine sonderbare Neuerung einführen. Es handelt sich um eine Funkgesellschaft in Saint Louis. Sie will zur Begräbniszeit ausschließlich Begräbnisprogramme senden. Für diese Sendungen stellt sie eigene Lautsprecherwagen zur Verfügung, die gegen vier Dollar jeden Kondukt mit Trauermusik versehen. Die Musiker, die für die einfachste Begräbnismusik zehn Dollar erhielten, lehnen sich gegen diese Neueinführung auf. Aber die rationalisierte Trauermusik wird im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten kaum aufzuhalten sein. Die Funkgesellschaft soll auch schon von den verschiedenen Kirchen die Bewilligung für die Radiotrauermusik erwirkt haben.

Flugzeuge kontrollieren den Vogelflug

In den letzten Jahren sind Versuche ausgebaut worden, welche darauf hinstielen, die Vogelzüge von Flugzeugen erkunden zu lassen. Einige Ergebnisse liegen nun vor: Wilde Enten fliegen mit 37 Kilometer Stundengeschwindigkeit, Wildgänse mit ungefähr 55 und Kranich mit 110 Kilometer. Einige Male mußten die Flugzeuge von ihrem Plan abgehen, da die Vogelzüge durch das Motorengeräusch auseinandergebracht wurden. Einige gute Ergebnisse hat man mit dieser Methode in der Tschechoslowakei erzielt.

Was man sich zuflüstert

Das deutsche Volk zerfällt jetzt in zwei Teile. Die einen — marschieren, die anderen — sitzen.

Fontamara

ROMAN VON IGNAZIO SILONE

„Aber warum kam er denn nicht nach Fontamara heim?“ fragte Marietta.

„Wie ein Bettler heimkommen? Unmöglich! . . . Er blieb in Rom, wo ihm die Misere leichter zu tragen schien und machte die verschiedensten Dinge: Hundeschere, Glöckner, Friedhofsgärtner, Händler mit Schubladen und Jubiläumspostkarten des Guglielmo Oberdan, Tellerpöler in verschiedenen Wirtschaftshäusern. Je öfter er den Beruf wechselte, um so öfter war es das Gleiche. Tausende von Abruzzo-Bauern lebten und lebten in Rom wie er, indem sie alles das machten, wozu die Andern sich nicht hergeben. Sie verbringen ihr ganzes Leben auf einer niedrigeren Stufe wie die „Andern“. Sie bleiben ein Leben lang Casotti, ein Leben lang Lumpenproletariat. Man braucht in Rom nur auf die Straße zu gehen, um sie auf den ersten Blick zu erkennen. Sie gehen anders, schauen, lachen sprechen anders und kleiden sich anders als die „Andern“. Am Sonntag gehen die „Andern“ ins Stadion oder zu den Partosi, sie gehen in irgend eine kleine Wirtschaft. Peppino Goriano war in Rom, als die „Andern“ ihre Demonstration für oder gegen den Krieg um Triest machten, aber er verschwand in einem kleinen Lokal der Porta Trionfale. Nach dem Krieg wanderten die „Andern“ auf das Arbeitsamt und er war Stammgast in einer Wirtschaft von Testaccio. Manchmal ging es in der Stadt drüber und drunter und ohne es zu wollen, war er dabei. Aber es kam ihn teuer zu stehen!

Nam Vespertil jener Tag, wo Peppino Goriano in der Straße Cola di Rienzo eine große Menge Menschen mit roten Fahnen Geschäfte stürmen sah. Er war mitten drunter und kam so in einen Schubladen; aber als er wieder dranhin war, hatte er ungleiche Schuhe in der Hand: zwei Damenschuhe, alle beide für den linken und einen großen Heftstiefel für den rechten Fuß. . . Was sollte er damit anfangen? Er begab sich also auf die Suche nach dem Andern, der die dazu passenden Schuhe mitgenommen hatte, bis er — überall herumfragend — mit einem seinen Herrn zusammenstieß, der sich bereit erklärte, ihm zu helfen und zu sich nach Hause

einlud. Aber der noble Herr führte ihn nicht in sein Heim, sondern auf die nächste Polizeistation, wo er in Arrest genommen und als Pfländerer angeklagt wurde. Beim Prozeß trat er mit vielen Arbeitern auf, die alle erklärten, aus „politischen Gründen“ am Sturm auf die Läden teilgenommen zu haben. Peppino dagegen gestand, er habe es getan, weil er Schuhe nötig hatte. Dafür bekam er zweimal soviel aufgebremmt wie die Andern.

Damals wurde auch jemand, der einen Andern auf der Straße umgebracht hatte, prämiert und freigesprochen, wenn er den Mord aus „politischen Gründen“ begangen und zu einer schweren Strafe verurteilt, wenn er aus Not gehandelt hatte. Somit stellte Peppino nach reiflicher Ueberlegung fest, daß er sein ganzes Leben lang ein Fehlvogel gewesen, weil er immer aus Hunger und nie aus „Politik“ gehandelt hatte und obwohl er nicht mehr ganz jung war, beschloß er in Zukunft, was immer kommen würde, nur aus „politischen Gründen“ zu tun.

Bei der Entlassung wurde Peppino vor die Polizei gerufen, die ihm folgende Wahl ließ:

„Entweder du tust, was wir dir sagen, oder du mußt noch heute nacht Rom verlassen und nach Fontamara zurück.“ Peppino wußte, daß man in jenen Tagen seinen aus dem Gefängnis entlassenen Freunden den gleichen Vorschlag gemacht hatte. Und so nahm er bereitwillig an, in „Politik“ zu arbeiten, bekam 50 Lire Anzahlung und den Befehl, am Abend auf der Piazza Venezia „Es lebe Ritti! Nieder mit Triume!“ zu schreien.“

„50 Lire nur um zu schreien?“ fuhr Michele Zompa dazwischen und drückte darin den Unglauben aller aus.

„Nicht unterbrechen!“ fuhr der falsche Prophet fort.

„Du verstehst eben nichts von der „Politik“. . . Am Abend war auf der Piazza Venezia eine große Menschenmenge versammelt, darunter Peppino Gorianos Freunde aus der Regina coeli. Peppino begann zu rufen: „Es lebe Ritti! Nieder mit Triume!“ Während seine Freunde aus der Regina coeli sofort nach allen Seiten auseinanderkamen, sah er eine Gruppe Offiziere und Arditi auf sich zukommen. Aber er stand ja erst am Anfang seiner politischen Laufbahn und wollte den übernommenen Auftrag auch ausführen; daher fuhr er fort, das zu rufen, wozu ihn die Polizei beauftragt hatte und wovon er nicht ahnte, was es bedeutete. Er wurde von den Offizieren und den Arditi umringt und was nun passierte, konnte er nie genau erzählen, weil er sein Bewußt-

sein verlor und erst im Spital des San Giacomo wiederkam . . .“

„Dann waren also die Offiziere gegen die Polizei? Wie war das möglich?“ fragte Generale Valdissera, der eine hohe Meinung von militärischer Disziplin hatte.

„Unterbrich mich nicht immer,“ rügte der falsche Prophet. „Du verstehst eben nichts von Politik. . . Nach seiner Wiederherstellung fuhr Peppino fort, politisch zu arbeiten, das heißt, Prügel zu fassen zur Zeit oder am Ort, den die Polizei schickte. Einmal wurde er von Tramangestellen an der Porta Santa Croce blutig geschlagen, ein andermal von den Gasarbeitern an der Porta San Paolo, wieder ein anderes Mal von den Ziegelbrennern an der Porta Trionfale . . .“

Wo er hinging und das von der Polizei bestellte Wort schrieb, bekam er Prügel. . . Dabei war er gewöhnlich allein, denn seine Freunde aus der Regina coeli verdufteten stets, sobald Gefahr in Sicht war. . .“

„Und Peppino? Warum ist er nicht auch durchgebrannt?“ fragte Marietta anerkennend.

„Am mehr zu verdienen,“ erklärte der Prophet. „Er erhielt nämlich fünf Lire pro Tag von der Polizei und 25 Lire Zuschlag, wenn er ins Spital mußte. Die fünf Lire genühten nicht für seinen Unterhalt, er mußte unbedingt Prügel fassen. Es war natürlich kein Veranlassen, aber arbeiten ist noch nie ein Vergnügen gewesen. Man muß noch hinzufügen, daß die bestellten Worte wechselten. Nachdem er sechs Monate „Via Ritti“ gerufen hatte, mußte Peppino Goriano ein Jahr lang „Abbasso Ritti“ schreien. Aber die Wirkung blieb sich immer gleich; immer Prügel. Nach anderthalbjähriger „politischer Tätigkeit“ glich Peppinos Körper dem des Jesus am Kreuze, als Pontius Pilatus sagte: „Ecce homo!“ Peppino Goriano konnte wirklich als politischer Märtyrer angesprochen werden. Kein anderer Italiener hat je durch Politik mehr gelitten als er. Er gehörte nicht zu denen, die in den Häusern blieben und die Andern auf die Straße schickten. Er hand für sie ein. Es schlugen sich damals auch viele andere Italiener für ihre Ideen, aber sie waren mit Peppino Goriano nicht zu vergleichen, denn er schlug sich ja für die Ideen aller, er gab sein Blut für Demokratie und Nationalismus, für Sozialismus und Kirche. In jeder Idee steckt ja ein guter Kern. In allen Ideen fand Peppino eben das Gute, das er in ihrem Dienst fünf Lire täglich und 25 Lire Zuschlag für das Spital bekam. (Fortsetzung folgt.)

Pariser Berichte

Pariser Straßen-Kalender

Die beiden wichtigsten Filme der Woche in Paris: „Jennie Gerhardt“, nach dem berühmten Frauenroman des Deutsch-Amerikaners Dreiser und „Rosa, les Mères“, ein französischer Meisterfilm.

Am Samstag wird im Odeon „Der Kaufmann von Venedig“, neu einstudiert, gegeben. Auf dem Spielplan dieses 2. Staatstheaters stehen u. a. Molière, Beaumarchais (Figaro), Racine, Celler billigerer Matinee.

Am 15. Oktober große Kundgebung gegen den Faschismus und gegen den Leipziger Prozeß in Lyon.

Der Mitdirektor Barna des ermordeten Varietebesitzers Dufresne hat Drohhilfe erhalten, die die Polizei in Anspruch nimmt.

Im Theatre de la Madeleine erhalten während der Auto-Ausstellung die ersten 25 Besucher des Namens Bloch freien Eintritt zu dem Stück „Bloch von Chicago“. Hossentlich gibt's keinen neuen „Auslieferungsantrag des „dritten Reiches“, wenn auch mal ein deutscher Bloch hingeht...

Die große Auto-Ausstellung

Pariser Ereignis

Mit dem traditionellen ersten Oktober-Donnerstag hat Paris sein großes gesellschaftliches und industrielles Ereignis: die Auto-Ausstellung im Grand Palais. Die großen Marken des Landes: Citroën, Renault, Peugeot sind mit gewaltigem Apparat vertreten. Die Geburt der neuen „Auto-Mode“ 1934 im „Salon des Autos“ ist dieses Jahr, besonders im Hinblick auf die gleichgeschaltete Daimler- und Mercedes-Industrie, mit deren besten Wagen Hitler und Goebbels fahren, von großer internationaler Bedeutung.

Man stellt zahlreiche technische und wirtschaftliche Neuerungen in diesem Krisenjahre fest. Das Interesse auch der Arbeiter und Angestellten, nicht zum wenigsten der zahlreichen Chauffeurs der Autostraße Paris, für die vielen Tourenwagen, Lastwagen, Motorräder, eleganten Limousinen und Renner ist groß.

Die Ausstellung ist täglich vom 6. bis 15. Oktober von morgens 9 Uhr bis abends um 11 Uhr an den hellen Lichtern der Seine geöffnet.

Die rote Robe

In Deutschland sind vor Jahren schon mit einem Ausnahmegerichte die Schwurgerichte abgeschafft worden. Neuerdings hat das „dritte Reich“ die Gerechtigkeit völlig durch Justiz ersetzt. Aber in Frankreich sind die alt heiligen Justizbräute noch in voller Galtigkeit.

Wiederum haben sich im Justizpalast, hinter den goldenen Gittern, die Richter von Paris zum Ende der Gerichtsferien vereinigt, in purpurfarbenen Kleidern, die Vorsitzenden der Kammern in Scharlach mit Hermelin. Der Präsident Dreyfus gab das Wort dem Generalstaatsanwalt, der die neuen Richter feierlich vereidigte. Der Richter Prince sprach in einem Vortrage über das Thema „Der Vorstoß im Schwurgerichtsverfahren“. Er zitierte die große Milde, die nötig sei; nie dürfe ein Vorsitzender seine Worte vorbereiten.

Dann wurden auch die Anwälte feierlich vereidigt. Achtziges geschah auch in der Zivilgerichtsbarkeit.

Die Geschworenen der Seine haben gleich die Probe gemacht. Eine arme Arbeiterfrau, deren Mann das Stempelgeld vertrank und sie quälte, sah im Schleier vor ihnen. Der Mann hatte sie und den 13jährigen Sohn geschlagen, wie oft. Er warf sie hinaus. Sie fanden in Sturm und Regen. Erst nach einer Stunde wagten sie sich wieder hinein. Der Betrunkene schnarrte seinen Kanich aus. Unter dem Kopfkissen lugte seine Waffe hervor. Sie nahm sie und drückte sie ab, gegen seine Schläfe. Der Betrunkene richtete sich blöde hoch. Da schob sie ein zweites Mal. Er lag steif da.

Sie stellte sich dem Gericht. Die Geschworenen gingen den langen und harten Weg des Weibes mit. Sie sprachen sie frei.

Man sollte eine Abschrift des Berichts des Richters Prince an den Vorsitzenden des deutschen Senats in Leipzig senden...

Vom „Pinard“ zum Allerfeinsten

Die Weinernte

Die Weinernte in Frankreich, im Süden des Landes leider vielfach durch fürchterliche Überschwemmungen geschädigt, ist in vollem Gange. Überall sieht man, in Zeitungen und Kinod, hübsche Wingerinnen die blauen oder hellen Trauben pflücken. Die große Weinhalle, die an der Seine am Austerlitz-Bahnhof liegt und dem Verkehr mit Bordeaux und Burgund dient, wird bald den neuen Jahrgang aufnehmen.

Der einfache Franzose kann immer noch seinen „Pinard“, den üblichen Johwein für seine knapp 3 Franken einnehmen. Was aber weniger bekannt ist, sind die abenteuerlichen Zahlen, die Frankreich, das Weinland, in den im August versandten Tonnen und Fässchen aufweist. Verschieden wurden in diesem Monat nur 28 000 Hektoliter, und da von diesen die größere Hälfte in die französischen Kolonien ging, blieben nur 13 500 Hektoliter für die Ausfuhr ins Ausland. Dagegen wurden, nach einer „Tempo“-Statistik, nicht weniger als 97 000 Hektoliter fremder Weine in das doch eigentlich auf diesem Gebiete ganz unbeflegbare Land gebracht. Ganz an der Spitze stand Spanien, dann folgten in weitem Abstände Griechenland, Italien, Portugal.

Diese Zahlen scheinen jedenfalls dem Nichtsachmann zu beweisen, daß auf dem dünnbesiedelten südfranzösischen Weinboden noch manche Arbeitskräfte Verwendung finden könnten.

Emigranten-Bilder

I

Das Kollektiv der blauen Elefanten

Im Osten von Paris, hinter Vincennes,recken die Vorstädte St. Maurice und St. Maurice im Sand. Einströmige Ziegel, Herbstgärten, und ein Kanal, mal eine Fabrik, mal eine Brücke. Die Arbeiterwohnart kostet 9 Franken. Handwerker, Kleinrentner, Bürger, die in Frieden ihren Kopf pflanzen, inmitten von Rosenanlagen.

Plötzlich steht einer vor einem Landhause, auf einer Freitreppe mit Balustrade unter den Kastanien und redet Deutsch. „Also das, mein Junge, ist die erste Emigranten-Bude „Jou Jou“. In diesem Viertel, hier so'n Kollektiv anzudrehen, denn die kleinen Altschön sind natürlich alle vermietet und in den großen, da wollen sie natürlich keinen Betrieb haben. Na, wir sind gleich mit 20 Mann angetraut, 10 Arbeiter, 7 Frauen und zweimal 2 Kinder, und haben das Geld hingelagt. Nun sieh Dir mal die blauen Elefanten an!“

Die blauen Elefanten dieser deutschen Spielwarenfabrik auf französischem Boden sind hübsche, starke Holztiere — der reinste Garten der Circe. Hochachtungsvolle gelbe Straffen, lange schnappende grüne Krotodile und zweihörige Kamele mit müden Augen ringeln sich um die Schnur des Telefons und warten auf Abruf. Draußen fährt der kleine Horst einen Kennwagen in Tropfenform gewalttätig an der Leine, ohne ihn umschmeißen zu können, und ein dicker Clown oder ein breiter Matrose macht eine Probefahrt. Das Zeug ist nämlich stabil, und hier probieren wir an dem Jungen gleich aus, was ihm am meisten Spaß macht.“ Horst zieht in Richtung Bühnenhall ab.

„Die Hauptsache war, erst mal die Werkzeuge zusammen zu bekommen: Bohrer, Kreisäge, Schraubenzieher; du mußt erst mal wissen, wie das auf Stockfranzösisch heißt. Na, wir haben uns einfach einen Katalog zugelegt, mußte nachschlagen. Holala, und bis nun das Telefon da ist, und die Zähler, die Defen, der Herd. — das wird doch alles in Frankreich mitgenommen —, da ist man vor Überraschungen nicht sicher.“

Abwärts durch eine Kastanienallee, vorbei an den Kohlbeeten, in das „Bauhau“. „Da, schon an: die Drehbank, die Bohrmaschine, die Bandsäge — eine ausgewachsene Schlosserwerkstatt mit Schraubstock und Schleifmaschine, „SA“ fertig. Bums, hatten wir auch schon den ersten Betriebsunfall. Wir wollten nämlich Lack haben, damit unsere Elefanten hübsch glänzend werden, und bestellten „Segantile“ — was meinte, da bleibt die Farbe klebrig und Du kriegst die Fingerabdrücke nicht weg, dies war nämlich bloß ein Bindemittel, also die ersten Muster waren verdorben.“

„Und die Maschinen — wo habt Ihr die her?“

„Alles alt gekauft, mein Lieber, tabelllos, was? Aber nachher passte der Laden nicht zusammen, wir ran und ausflariert, bis Spitze und Torn und alles die richtige Stellung hat. Na, und dann die verschiedenen Touren, 1500, 900, 800, Junge, da gab's erst mal was mit Uebersehung und Riemenfcheiben „gleichaufhalten“. Na, nun funktioniert die Welle ja, da, schau her, heute bloß halbe Tour, wupp, da liegt der Eisenbahnwagen schon. Hier haben wir 10 Arbeitstäpfe, Modellschlosser und -schreiner, Drechsler aus dem lächlichen Erzgebirge, Zimmermann, — na, nächstens werden wir auch noch Fell- und Basttiere aufnehmen. Also, wende noch keinen Hunger hast...“

Aus dem Hause, jenseits der Kastanienallee, wird aber gerufen, wir sollen zum Essen kommen. Es gibt Rindfleisch und dicke Bohnen, Original Kentölla. „Hier mußte hauptsächlich auch Minderbrust kaufen“, sagt der Hausherr, „die essen die Franzosen nicht — Mensch, zu mir stehn je meilenweit zu Fuß von Paris her, bloß um mal wieder richtig am Eisbein zulpen zu können.“

Zur Mahlzeit tritt alles im Speiseaal an einem langen Tische an, die Kinder an einem kleinen Seitentische. Mutter kommt unten aus dem Keller hervor und hat große Kollektivwäsche gehabt. Eine ehemalige Leiterin einer Volkshochschule kocht die dicken Bohnen, macht Gemüse- und Fruchtsalate. Unten im Hause ist noch Büro und Aufenthaltsraum mit einer Bibliothek, oben liegen Badestimmer und lustige Wohnungen mit dem Blick in die weite französische Gartenlandschaft.

„Und wer hat Euch die Idee gegeben?“

„Wir wollten etwas anstellen, was den Franzosen möglichst wenig Konkurrenz macht. Das ist: Spielwaren, Defen, Glas, Kleinfabrikwaren, also haben wir bei den Spielsachen angefangen. Die werden hier nämlich in unserem Gaslande fast gar nicht hergestellt. — die deutsche Spielwarenausfuhr über den Rhein hat sogar etwas zugenommen. Da haben wir hier den Kreisel, oder die Hampelmänner — die liefern wir viel nach England, aber denke, damit kann man nicht auch im Luxemburgarten spielen? Dann hier das neue Farben-domino, das Kind spielt nämlich nicht gern mit Zahlen; und dann was zu Neujahr (denn in Frankreich gibt man die Weihnachtsgebente ja erst acht Tage später): das ist die Stadtsäge zu dem neuen Stadtspiel, mit einem Stück Holz, Brücke, Eisenbahn, Häusern, die das Kind einzeln aufbauen soll und die Eltern, wenn sie nicht viel Geld haben, einzeln kaufen können — tuorfe, wat?“

Inzwischen geht es in den Zuschneiderraum, in dem die abenteuerlichsten Tiere liegen: „Dies ist nämlich auch der Versandraum, alles rationell. Da schon nochmal die Werkstatt, alles aus Rohbude zusammengeschoben. Hier der Feilsolben: da muß der Feilende gerade stehen, Arme hoch, Kungen frei, alles Arbeitskurve und wie bei Muttern, und nu man ruff mang die Akademiker.“

Oben in der Werkstatt stehen die vielbesetzten Künstler bei ihren Töpfen: eine vom alten Dessauer Bauhaus, eine Malerin von einer großen rheinischen Oper, Kunstgewerber, Plastiker erster Ordnung. An der Wand ein einfaches Scheuertuch, aus Stoffen und alten Lumpen zu einem Kunstwerk hergerichtet. „So, und nun gib mir mal die Kamelfarbe her — für die müden Augen“, sagt das Bauhaus.

„Also, jetzt haste alles gesehen“, erklärt der Urheber des Plans, „die internationalen Gewerkschaften haben uns dabei geholfen, und wir arbeiten hier alle auf Rippe und auf Deuwel-komm-raud, und wenn wir erst mal mehr Abiast haben, können wir 50 bis 60 Leute unterbringen und auch noch ganz anständig bezahlte Heimarbeit für unsere Landsleute schaffen. Aber die Hauptsache ist, daß unser Laden hier erst mal bekannt wird. — und dafür...“

„Werde ich sorgen.“ — — —

Baptiste.

Dr. med. Philippe Czajekes

SPRUCH DEUTSCH
5, Av. d'Eylau, (Trocadéro), Tel. Passy 47-57
Sprechstunden täglich von 1.30 bis 3.30 Uhr

für innere, Frauen- und allgemeine Krankheiten

Für Ihre Gesundheit!

Trinkt

VICHY-Celestins

PAUL ROSENBERG

21, Rue La Boétie
ERSTKLASSIGE MODERNE KUNSTWERKE

DAX

HEILBAD FÜR RHEUMATISMUS

Das ganze Jahr in Betrieb!
9 Stunden von Paris
Direkte Wagen

CUNARD

NACH NEW YORK
Von Cherbourg
SAMARIA . . . 7. Okt.
BERENGARIA . . . 14. Okt.

NACH QUEREC UND MONTREAL
Von Havre
ASCANIA . . . 7. Okt.
AURANIA . . . 14. Okt.

PARIS, 6, rue Scribe, Opera 22-30
NIZZA, 11, promenade des Anglais

Tel. Trinité 45-13
Métro: Pigalle

Deutsche Poliklinik

Paris, 62, Rue de la Rochefoucauld

a) Allgemeine Konsultationen	b) Chirurgie	c) Geburtshilfliche Klinik	d) Zahnärztliches Kabinett
------------------------------	--------------	----------------------------	----------------------------

Ordination täglich von 9-12 und 2-8; Sonn- und Feiertags von 10-12 und 2-4 Uhr

MARIE-HENRIETTE

Kleider - Mäntel Wäsche

Die gut bekannten Modellisten, Mmes Marie und Henriette, erlauben sich ihre werthe Kundschaft zur Vorstellung ihrer letzten Kreationen einzuladen.

SALONS 7 PLACE VENDOME (Opéra 19-48)

HOTEL PRINCE DE GALLES

„PRINCE OF WALES HOTEL“
33 Avenue George V
PARIS

Das eleganteste und jedoch angenehm ruhige Hotel im Westend von Paris. Mässige Preise.

Friedrich's Ente

La Tour d'Argent

Das älteste Restaurant in Paris
15 Quai de la Tourneville, Paris
Hotels unter derselben Direktion
San Regis, 12 rue Jean-Goujon
Roblin, 6 rue Chauveau-Lagarde

Für Ihren nächsten Week-End

LE TOUQUET

empfeht sein Casino, Saison bis 16. Oktober
Fichtenwald, 3 Golfplätze
Spezial-Herbstpreise im

WESTMINSTER

Völkerbund gegen Deutschland

Der deutsche Vertreter schroff gegen die Emigranten

Genf, 4. Oktober.

Im Wirtschaftsausschuss der Völkerbundsversammlung wurde heute der holländische Antrag über die Frage der deutschen Auswanderer behandelt. Der holländische Außenminister de Graeff betonte, daß es der holländischen Regierung vollkommen fern liege, sich in die inneren deutschen Angelegenheiten einzumischen, und daß der holländische Antrag in keiner Weise als eine Kritik des gegenwärtigen Regimes in Deutschland und der von ihm ergriffenen Maßnahmen aufgefaßt werden dürfe. Es handele sich um eine rein wirtschaftlich-technische Angelegenheit, wobei man von der Tatsache auszugehen habe, daß die Wirtschaft und der Arbeitsmarkt der übrigen Länder von der Abwanderung aus Deutschland betroffen würden. De Graeff bezifferte die Gesamtzahl der deutschen Emigranten auf 30 000 bis 60 000, die Zahl der nach Holland ausgewanderten auf 6000 bis 7000. Der holländische Außenminister entwickelte sodann im einzelnen einen Plan über die technische und finanzielle Durchführung der von ihm vorgeschlagenen Organisation.

Der deutsche Gesandte von Keller, dessen amtlich vorgeschriebene Vagenhaftigkeit wir schon anlässlich der Minderheitsdebatte nachgewiesen haben, unterließ in seiner Rede

u. a. die tausendfach zu belegenden Tatsache, daß viele Emigranten ihr Vaterland unter den Schlägen und Fußtritten der SA verlassen haben. Er stellte es so dar, als seien die Emigranten mehr oder minder freiwillig oder „aus schlechtem Gewissen“ abgereist. So verkommen ist zur Zeit die Argumentation der deutschen Regierung vor dem höchsten Forum der Welt.

Es wurde ein Unterausschuss festgesetzt, der sich zusammensetzt aus den Vertretern Hollands, Frankreichs, Englands, Italiens, der Tschechoslowakei, Belgiens, Schwedens und Uruguays. Berichterstatter ist der Vertreter Uruguays.

Auf die Frage des Präsidenten, ob die deutsche Delegation ebenfalls in dem Ausschuss vertreten zu sein wünsche, erklärte der deutsche Delegierte, daß die Deutschen einen solchen Wunsch nicht hätten.

Unserem Bericht über die Minderheitsdebatte ist noch nachzutragen, daß es allgemeine Verwunderung erregte, mit welcher Dreistigkeit der deutsche Vertreter sich der Minderheiten im Auslande anzunehmen wagte. Man nahm seine Rede eifrig auf, während der französische Sprecher mit demonstrativem Beifall überschüttet wurde.

BRIEFKASTEN

E. V. M. Der Kuffag kamme von einem gelegentlichen Mitarbeiter, der sich als zuverlässig erwies. Es freut uns, daß Sie Ihr anfängliches Mißtrauen gegen unsere Berichte überwunden haben. Wenn jeder Kritiker sich die Mühe geben würde, entsprechende Erklärungen bei unbeeinflussten Stellen einzulegen, würde sich mancher bedauern lassen. Wir geben allerdings zu, daß es schwer ist, sich unparteiisch zu unterrichten. Ob in dem vorliegenden Falle unser Mitarbeiter recht hat oder der andere von Ihnen genannte Schriftsteller, wird sich noch erweisen. Auf die deutsche Statistik ist jedenfalls kein Verlaß.

Erzieherin, Locarno. Selber dürfen wir Ihnen nähere Angaben über die Verfasserin des Gedichts einer Fünfzehnjährigen, dessen Mitterkeit Sie so ergreifen hat, nicht machen. Es ist die Arbeit eines jüdischen Mädchens, das mit seinen Eltern im Innern Deutschlands lebt. Ein Freund der Familie hat es uns in einem Begleitbrief überreicht. Welche Fantasie kann sich die Empfindungen dieser jüdischen Kinder ausmalen, die plötzlich in der Zaufe geächtet wurden, ihre Kameradinnen verloren und nicht mehr wandern können, weil ihnen die verbilligten Jugendherbergen verschlossen bleiben! Es ist gänzlich unmöglich, diesem Kinde oder seinen Eltern ein paar gute Worte zu schreiben. Jede Zeile aus dem Auslande wäre Gefahr für sie!

„Empfangsdame mit Kranz und Band“. Wir sind stolz darauf, in Ihrem schönen Kantone, der wir aus vielen Wanderungen kennen, eine so mutige und kluge Freundin zu haben. Glauben Sie uns, daß wir dem Deutschtum so treu bleiben wie Sie. Wir dienen unsern Volksgenossen, wenn wir aufzeigen, wie schamlos sie von den jetzt Regierenden mißbraucht und belogen werden. — Weiter im Kampf wie bisher! Freiheit!

E. K. Ihr Kuffag wird nicht allgemein gefallen. Wir bringen ihn trotzdem, auch mit den gegen uns gerichteten Zielen. Aufmerksamkeit schadet nie.

Dr. Hermann V. Was Bismarck dazu sagen würde, wenn er erfahren könnte, daß man seinem Nachfolger Hitler eine Wäsefeder geschenkt hat, mit der der alte Kanzler angeklagt geschrieben hat? Vielleicht, was er einmal an der Tafel zu Versailles in großer höhnischer Pose sagte: „Resicio, quid mihi magis incrementum est.“ (Ich wüßte nicht, was mir mehr nützt wäre.)

Katholische Leser. Nicht nur der Bischof von Speyer, sondern auch andre hohe katholische Geistliche haben Mahnrufe an die Katholiken zur Treue gegenüber der katholischen Presse erlassen. Die Kundgebungen lesen sich wie Mahnrufe. Uebrigens preist die Kaspipresse auf die nebenhergehenden Ermahnungen ihrer Führer, keinen terroristischen Konkurrenzkampf gegen die gleichgeschaltete Presse zu führen. Mit allen, aber wirklich auch allen Mitteln der Gewalt und des unläutern Wettbewerbs zieht man gegen die Konkurrenzspresse los.

Malorca. Sowohl die „Deutsche Freiheit“ als täglich in der deutsch-spanischen „Liberia Orlana“, San Miguel 88, Palma, zu haben. Hier können auch Abonnements aufgenommen werden.

Dr. Ehr. Wir danken Ihnen für Ihre Mitteilungen über Hollandern. — Das Bild des Mannes wird doch schon in der ganzen Welt verbreitet.

Gertraud Bauer. Sie haben sich bestimmt geläutert. Doch Emigranten nicht immer guter Dinge sein können, werden Sie übrigens verstehen.

A. J., St. Moritz. Der Brief ist uns nicht mehr zur Hand, aber es ist schon möglich, daß Ihr Verdacht berechtigt ist. Umso besser, daß wir vorsichtig waren.

M. L. Moritz. Ueber die Persönlichkeit E. und V. in Lüttich sind wir sehr gut unterrichtet. Ausführlich wollen wir auf die dailichen Verhältnisse nicht eingehen.

E. v. G. Der „Adelsmarshall“ (so was geschwehert immer noch) führt zu Venthelm-Lectenburg hat an den „Volkskämpfer“ eine Urgebührenadresse gerichtet. Gleichzeitig hat man Freundschaftungen an den Keller und an den Kronprinzen geschickt. Die Gedanken der Nation sind vorsichtig. Man kann nie wissen.

Ein Freund aus Amerika. Wenn Sie uns 100 000 Dollar beschaffen, werden wir Ihre Anregung gern erfüllen.

H. Sch., Colmar. Der Zeitungsausschnitt aus Vluen ist uns sehr wertvoll, wie überhaupt aus der deutschen Provinzspresse viel zu ersehen ist. Aber Ihren Kommentar müßten wir auf ein paar Zeilen zusammendrängen. Wir haben zu wenig Raum.

Basel. Wir haben nicht die Absicht, trügerische Hoffnungen über die Entwicklung in Deutschland zu erwecken. Es ist nicht zu vermeiden, daß es Widersprüche zwischen den Berichten von draußen gibt. Jeder liebt die Welt durch sein Temperament und von seinem Standpunkt aus. Man muß also zwischen Tatsachen und Urteilen unterscheiden.

Für den Gesamteinhalt verantwortlich: Johann Vitz in Duderstadt; für Anzeigen: Otto Kuhn in Saarbrücken. Verlagsort: Verlag der Volkstimme GmbH, Saarbrücken 2, Schützenstraße 5.

Wird Hitlers „Mein Kampf“ eingestampft?

Göring wird radikaler Pazifist und verzichtet auf Elsaß-Lothringen

Soeben ist bekannt geworden, daß Hitlers Buch „Mein Kampf“ das millionste Exemplar erreicht hat. In diesem Buche sind zahlreiche haßerfüllte Partien gegen Frankreich, dessen kriegerische Vernichtung durch Deutschland als nationalsozialistisches Ziel proklamiert wird. Lassen wir den deutschen Reichskanzler in einigen Sätzen sprechen:

„Der unerbittliche Todfeind des deutschen Volkes ist und bleibt Frankreich, ganz gleich, wer in Frankreich regiert oder regieren wird. Frankreich ist und bleibt der weitans fürchtbarste Feind... Was Frankreich, angepornt durch eigene Rachsucht, planmäßig geführt durch den Juden, heute in Europa betreibt, ist eine Sünde wider den Bestand der weißen Menschheit und wird auf dieses Volk herein alle Missetaten eines Geschlechts hegen, das in der Rassenkämpfe die Erbünde der Menschheit erkannt hat...“

Man sollte meinen, das wäre deutlich und ließe kein Komproß zu. Der preussische Ministerpräsident Göring allerdings hat dieser Tage den französischen jüdischen Journalisten Sauerwein empfangen und Neußerungen von sich gegeben, die auf eine Verständigung mit Frankreich um jeden Preis hinielen: „Glauben Sie denn, daß wir auch nur einen einzigen Gegenstand der Zweifracht haben, der der Mühe wert wäre, uns gegenseitig das Leben zu vergiften?“

Das sagte ein nationalsozialistischer Minister, während Elsaß-Lothringen französisch ist, in den Zeiten des Versailleser Vertrages, der „Schmach von Versailles“, wie es sonst in den nationalsozialistischen Reden hieß. Sogar Stresemann, der Politiker, der nicht zuletzt durch die vergaltende Landesverratsche der Nationalsozialisten zermürdet wurde, ja nach dessen Tod noch Nationalsozialisten ihn als Landesverräter schmähten, so daß seine Witwe Klagen anstrengen mußte, bekam einen Vorberetung und Görings Hand: „Ja, Stresemann war ein wahrer Deutscher und ich bin weit davon entfernt, sein Gedächtnis verkleinern zu wollen.“ Da hört doch Verschiedenes an!

An solchen Uebertreibungen merkt man die Heuchelei. Die Franzosen werden aber schon deshalb heillos sein, weil Göring trotz aller Friedensfreundschaft auch das Recht zu deutschen Entwürfen fordert. Nur zur Verteidigung gegen Angriffe, die von Freunden oder Verbündeten Frankreichs kommen sollen. Eine recht eigenartige Pögel und eine sehr sonderbare Art, die Freundschaftsbekundungen an Frankreich zu unterbrechen.

Minister Göring erklärte: „Niemals Krieg für einen fremden Land!“ Das bedeutet den klaren Verzicht auf Elsaß-Lothringen, wenn es ernst gemeint wäre. Göring fuhr fort: „Wir haben keine Revandgedanken. Es gab ein altes Lied: ‚Siegreich wollen wir Frankreich schlagen...‘ Ich habe Befehl gegeben, daß es nicht mehr gelungen wird.“

Da bleibt nur noch eins zu wünschen: Göring muß sofort den Befehl geben, Hitlers Buch „Mein Kampf“ einzuzuzupfen, damit es nicht weiter das deutsche Volk zur Revand vergiftet und die von Göring so heiß ersehnte Entente franco-allemande stört.

Im Ernst gesprochen soll Görings Rede natürlich nur dem Präventivfrieden dienen, hinter dessen Phrasen der Krieg vorbereitet wird — durch Göring!

Daladier und Herriot

Paris, 5. Okt. In Sicht hat am Donnerstag der radikale Parteitag begonnen, der bis zum Sonntag dauert. Etwa 1200 Delegierte werden erwartet. Der Nachmittags-Sitzung wird wahrscheinlich Ministerpräsident Daladier beiwohnen; er wird noch am Abend nach Paris zurückkehren. Daladier würde dann wieder am Samstag nach Sicht fahren, um an der außenpolitischen Debatte des Kongresses teilzunehmen. Am Sonntag wird Daladier bei dem Schlußbankett den Vortritt führen und eine große politische Rede halten. Auf dem Hinflug nach Sicht wird Daladier dem Abgeordneten Edouard Herriot in Lyon einen Besuch abstatten. Herriot kann diesmal an dem radikalen Parteitag nicht teilnehmen; die Kerle haben ihm sogar jeden Besuch in der Klinik verboten.

Beratungsstelle

(französisches Unternehmen) 49, rue Pigalle, PARIS 9^e

sucht tätige oder stille **Teilhaber**

für folgende Geschäfte:

1. Einfuhr von unentbehrlichen Rohstoffen nach Frankreich und Belgien - großer Nutzen - kein Risiko - benötigtes Kapital 400 000 Francs
2. Oberhemden- und Kragenfabrikant sucht soziales oder stillen Teilhaber mit 130 000 Francs
3. In Deutschland sehr bekannter Filmregisseur sucht stillen Teilhaber für die Realisierung eines sicher sehr erfolgreichen Films mit 300 000 Francs
4. Ehemaliger Berliner Fabrikant von orthopädischen Artikeln und Sandalen sucht Teilhaber mit 60 000 Francs, um in Paris ein gleichartiges Geschäft zu eröffnen

Man spricht deutsch

Notenschreib-Büro

Notenkopie
Transposition

Fehlerfreie Exproh-Arbeiten unter Leitung eines Kapellmeisters

Copie de Musique

PARIS 38, Faubourg Montmartre

Patek Philippe & Co

5, RUE DAUNOU - Tel. Opéra 01-36

Erstklassiges Uhrwerk

Doktor Wachtel

Horn-, Blut- und Hautkrankheiten
123, Bd. Sébastopol. — Sprechstunden v. 9-12 u. 2-8 Uhr; Sonntags vormittags. Nasen-, Hals-Ohren: Sprechstunden tägl. von 5-7 Uhr. Kassenversicherung werden angenommen.

E. BECHOFF

will das Vergnügen haben, bei

BLONDELL PARIS 11, Place de la Madeleine

seine Pelze und Wollmäntel zu zeigen

M. Knoedler & Co

KUNSTWERKE

LONDON 15, Old Bond Street
PARIS 17, Place Vendôme 136
NEW YORK 14, East 57th Street

Mitarbeiter

Juristischer Rat sucht gemeinschaftlich interessierten

(Wohnungsmöglichkeit) zur Leitung der jüdischen Emigranten-Abteilung, Hilfs-u. Interessensvertretung (Administrative Regulierung, Pab, Visen, Naturalisierung)

Garvel, 83, Av. Kléber, Paris

Belgravia Appartements

163 Avenue Wagram, 49, rue Poncalet

Die schönsten Wohnungen in Paris für die Woche, den Monat oder die Saison. 1, 2 oder 3 Zimmer mit 1 oder 2 Bädern und kleiner Küche. Perfekt möbliert, jeglicher Komfort, Hotelbedingung. Tel. Carnot 91x30

Beratungsstelle

(französisches Unternehmen) 49, rue Pigalle . PARIS 9^e

vermittelt Beteiligungen, Associationen, Gründung v. Gesellschaften, befaßt sich mit allen Angelegenheiten.

Man spricht deutsch

HOTEL BRIGHTON - PARIS

215 rue de Rivoli, gegenüber des Tuilerien-Gartens
Schönste Stellung im elegantesten Stadtviertel
LUXUSHOTEL MIT ERMÄSSIGTEN PREISEN

Junge Dame

deutsch und französisch sprechend, sucht Stelle
Gute Referenzen. Zuschriften an Publ. Metz, 51, rue Turbigo No 756

WAGON-LITS / COOK

PARIS AUTO-TOURS

IN DER STADT 10.30 vorm. und 2.30 nachm.
VERSAILLES 11 vormittags
FONTAINEBLEAU 10 vormittags
CABARETS 9.45 abends

ab von
2 PLACE DE LA MADELEINE
14 BOULEVARD DES CAPUCINES

Schönes Zimmer

mit Nebengasse in
Auteuil-Gründ zu vermieten
Anrufen auf 6242 von 1-3 Uhr
und nach 6 Uhr

Kinderpension

an der französischen Riviera

von erfahrenem deutschen Arzt geleitet, nimmt Kinder jenseits Alters. Mütterliche Pflege, bestmögliche Unterwachung, beste Ernährung, gymnast. und div. Sport. Kleine Preise. Höhere Schule am Ort.

Angebot an die „Deutsche Freiheit“ wst. Nr. 322

DOLLAR Dampfschiff-Linie

von Alexandria Neapel Genua Marseille

Pres. Ostlind 3. Okt. 7. Okt. 16. Okt. 11. Okt.
Pres. Pulk 17. Okt. 21. Okt. 24. Okt. 25. Okt.
Pres. Adams 31. Okt. 4. Nov. 7. Nov. 6. Nov.
Pres. Harrison 14. Nov. 18. Nov. 21. Nov. 22. Nov.

Paris: 30, Rue de Grammont, Tel.: Louvre 52-15.
Neapel: Via Casario Console 1. Tel.: 24-419
Genua: 17 Via Nunsolata. Tel.: 23-066
Rom: 32 Via Vittoria Veneto. Tel.: 44-311
Marseille: 31, Rue de la République, Tel.: Colbert 2-07
Alexandria: 29 Rue Cherif Pacha 303

Druckerei, Verlag u. Redaktion der „Deutschen Freiheit“

sind in Saarbrücken
Postschliessfach 776

Inserieren bringt Gewinn!